

Aus der
Weissen Stadt.

Spaziergänge

in der

Chicagoer Weltausstellung

und weitere Fahrten.

Von

Friedrich Dernburg.



Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1893.

ISBN 978-3-642-93949-5 ISBN 978-3-642-94349-2 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-642-94349-2

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1898

Es ist doch wohl das Beste, wenn ich gleich von vorn-
herein sage, was der Leser in diesem Büchlein
finden wird.

Amerika hat die Welt durch die vornehme Pracht, mit
der es seine Ausstellung inscenirte, in Bewunderung und
durch den Wagemuth des Riesenunternehmens in Erstaunen
versetzt. Aber hinter diesem großen Schauspiel erhebt sich
für den europäischen Besucher das ungleich großartigere
des Erstehens und Wachsens einer großen Nation, von dem
die Ausstellung nur ein Symptom ist.

Was Wunder, daß die Augen des Beschauers immer
von Neuem von den Einzelheiten der Worldsfair weg auf
jene Thatsache, die wichtigste und folgenschwerste unseres
Jahrhunderts gelenkt wird und auf die Menschen, die diese
neuen Kulturformen tragen.

Es ist das die Geschichte eines jeden, der auf die Welt-
ausstellung von Chicago pilgerete, namentlich die eines jeden
Deutschen; es war auch die meine.

Das spricht sich in diesem Büchlein aus.

Ich habe, was ich unter dem ersten Eindruck in meinen Berichten für das Berliner Tageblatt niederschrieb, ohne Aenderungen stehen lassen; denn auch das ist in hohem Grad charakteristisch, wie ein solches Land unmittelbar auf den wirkt, der sich ihm ohne Voreingenommenheit gegenüberstellt.

Grunewald-Berlin, im August 1893.

Friedrich Vernburg.

Inhalt.

	Seite
Nach Chicago	1
Auf der Fahrt	8
Stimmen auf der Columbia	14
Die Eröffnung der Chicago-Ausstellung	21
Chicago und die Weltausstellung	26
Die Anfänge der deutschen Ausstellung	31
Sturmwetter in Chicago	38
Zur Statistik der Weltausstellung	44
Mr. George Masons Heirath	51
Die internationale Flottenparade vor Newyork	57
Am 1. Mai in der Worldsfair	64
Aus der öden Stadt	72
Der Frauentag	79
La Rabida	86
Mr. Jemmie	93
Die Eröffnung des deutschen Hauses	101
Die Versammlung der Veteranen	109
Freuden und Leiden einer Weltausstellung	117
Die silberne Jungfrau von Montana	124
Nach dem Lande der Cowboys	131
Station Manuelito	139
Am großen Canyon des Colorado	146
Am der Westfront	154

	Seite
Das Land der Bhäafen. Der Traum des Kaliforniers . . .	161
Frau Potter-Palmer	170
San Franciscoteute	178
Die Stadt am goldnen Thor	186
Das große Land	190
Im Staate des Silberfrachs	197
Eine stille Ecke	204
Heimfahrt	211

Nach Chicago!

Ein Reisevortrag.

Die Amerikaner haben ihre große Ausstellung unter die Anrufung des Columbus gestellt: die Phantasie schwelgt in dem ungeheuren Gegensatz zwischen der Stille, die vor vierhundert Jahren über dem großen Welttheil lagerte, und dem gewaltigen, dröhnenden Lärm, der sich jetzt allenthalben dort erhebt.

Von diesen vierhundert Jahren kommen über dreihundert für Chicago kaum in Betracht. Sein phänomenales Aufblühen erfüllt die letzten vierzig Jahre, ein Zehntel der Periode seit der Entdeckung. Handelte es sich um einen Menschen, er stände erst in der Vollkraft der Mannesjahre, während wir Städte haben, die ihre Dauer nach Hunderten von Generationen der kurzlebenden Menschen berechnen.

Die heutige Papierfabrikation eröffnet ihrerseits den Geschichtsforschern der Zukunft geradezu großartige Ausichten; denn in hundert Jahren wird von den Büchern und Literalien, die heute gedruckt werden, nur wenig übrig geblieben sein — dann gehört der Rest der freien Forschung, dann wird ein Gelehrter den Beweis unwiderleglich erbringen, es sei unmöglich, daß Chicago vierzig Jahre vor der Weltausstellung nur ein Hause kleiner Fischerhütten auf einem

Sumpfboden war. Die Zahl Vierzig sei vielmehr, so wird vielleicht der weiße Doktor demonstrieren, im biblischen Sinn zu nehmen, in dem sie bekanntlich eine unbestimmt größere Zahl bedeutet. Das entspreche der bibelgläubigen Gesinnung der damaligen Bewohner der Vereinigten Staaten. Die Forscher werden Anlaß finden, ihre tief sinnigsten Betrachtungen über die Bedeutung der Zeit für die Kultur-Entwicklung an diese Streitfrage anzuknüpfen. Als der größte Phantast wird voraussichtlich der gelten, der die Wahrheit herausfindet.

Indessen die Bäume wachsen bekanntlich nicht in den Himmel; es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten und vor allem Chicago, den schärfsten Schuß gethan haben, der aus dem hier gepflanzten Kern gezogen werden konnte. Die Maßregeln gegen die Einwanderung mehren und schärfen sich. Das Land beginnt schon seine Thore, die aller Welt so gastfreundlich offen standen, zu schließen. Es bleibt nur noch die kleine Pforte übrig, durch die die Reisenden eintreten können, wenn sie Uncle Sam darüber beruhigt haben, daß sie Kleingeld genug bei sich haben, um ihm weiter keine Ungelegenheiten zu machen.

Dieser neue Charakter, den das amerikanische Staatswesen annimmt, und den namentlich auch die berühmte Mac Kinley-Bill ihm ausprägt, bezeichnet sicher einen Abschnitt in der Entwicklungsgeschichte jenes merkwürdigen Kulturorganismus. Mit ihrer Ausstellung setzen die Amerikaner einen Markstein dafür, daß das offene Land geschlossen wird. Wenn ihnen auch ein solcher Gedanke bei Festsetzung des Planes schwerlich vorgeschwebt hat, wie er auch in den Reden, denen man entgegensehen muß, wohl nicht zum Ausdruck kommen wird. Aber es ist so!

Wieder einmal ein Treppengewiß der größten aller Humoristinnen der Weltgeschichte.

Thun wir also Geld in unseren Beutel und treten wir durch die Pforte oder das halbgeöffnete Thor ein in das verheißungsvolle Land. Gehen wir als Lernende hin. Amerika ist interessant für den Techniker und für den Politiker. Wer auf seiner Reise Genuß sucht — der gehe nach Paris oder Italien, wo ihn Bäderer in seine sanfte Hut nimmt und ihn durch Kirchen und Museen in das behagliche Restaurant und das reizvolle Café geleitet.

„Die wirst Du hier bei uns nicht finden,“ singt der weise Priester in der Zauberflöte in seinem tiefsten Baß.

Der Schulsack, den uns das Gymnasium mitgegeben hat, kann bei einer Fahrt nach Amerika ganz zu Hause bleiben — er ist ein Ballast! Die Riesenentwicklung der neuen Welt haben wir Aelteren ja alle miterlebt. Aber man kann eine Sache miterlebt haben, ohne sie zu verstehen, ja ohne sie zu glauben. So erscheint die Gestaltung der Vereinigten Staaten noch Vielen von uns diesseits des Wassers wie ein Märchen, über das man mit überlegener Weisheit die Köpfe schüttelt. Daß es dort Eisenbahnen, Maschinen und Zeitungen giebt, gilt als unbestreitbare Wahrheit. Aber die Kultur, das Feinere, das ist doch auf Stätten nicht zu suchen, auf denen noch die Feuer glimmen, um die die Rothhäute ihre Kriegstänze aufgeführt haben! Diese Meinung ist weiter verbreitet als man denkt.

Züngst traf ich mit einem Herrn zusammen von hoher, geradezu exceptioneller Stellung, ein Weltmann und ein Gelehrter. Er erklärte mir, er würde gern zur Weltausstellung nach Chicago gehen, aber er scheute sich vor dem Rauhen, Unkultivirten im Lande des Rowdythums.

Ich sah den Herrn erstaunt an.

Ich erzählte ihm, daß es kaum ein Land gäbe, in dem die Lebensformen feiner ausgebildet sind, wie in den Vereinigten Staaten, daß man dort einer alten und festen sozialen Kultur gegenüberstehe.

Nun sah er mich erstaunt an.

Er hat sich nun doch entschlossen, nach Chicago zu gehen; ich bin auf seine Eindrücke begierig, wenn er von dort zurückkehrt; ich zweifle nicht — sie werden originell und bedeutend sein.

Freilich, er wird Mühe haben, sich mit diesen feinen Eindrücken auseinanderzusetzen. Nichts ist täuschender als die Ähnlichkeit dortiger Erscheinungen mit dem, was bei uns vorgeht. Staat — Kirche — Gesellschaft — die Namen klingen so absolut gleich, und die Sache ist so grundverschieden. Und das Produkt von diesem Allem — der Mensch! Sie sind so ungeheuer ernsthaft, geschäftsmäßig, so gemessen, so nüchtern und ehrbar, daß der Bildungsdeutsche, dem immer etwas Burleskes im Blute steckt, es wie einen frostigen Hauch verspürt. Aber über Rauheit der Gesittung wird er keine Gelegenheit haben, sich zu beklagen, wenigstens nicht Original-Amerikanern gegenüber, eher über eine unsaßbare Glätte. Das unsichere Tasten durch das Leben, das bei uns die Regel bildet, giebt es dort nicht. Ruhig und selbstbewußt geht Jeder seinen Weg, denn Jeder kennt sein Ziel und weiß, daß es bei allen Anderen dasselbe ist — Geld und Macht, sans phrase. Der Verkehr ist rücksichtsvoll und reservirt — die eiserne Hand steckt im Sammethandschuh.

Die Frau hat unbestritten den Vortritt; beim Gastmahl des Lebens besetzt sie den ersten Platz. Das ist der Grundton amerikanischer Gesellschaft, auf den die ganze Harmonie gestimmt ist. Von der Frau kommen auch die

schrillsten Dissonanzen, wilder und gellender, als in irgend einem anderen Lande. Aber die Hyperkultur erzeugt sie, meine verehrte Excellenz, die Degeneration des Wohllebens, die Schrankenlosigkeit der Gelüste — nicht die Rauheit der Sitten oder das Rowdythum des Lumpenproletariats.

Die Selbstachtung des Amerikaners — oder ist es sein Bedürfnis nach Anerkennung seiner Person durch Andere? — spricht sich wie in Benehmen und Haltung auch in seiner Kleidung aus.

Der Deutsche kleidet sich regelmäßig unter seinen Verhältnissen; — er denkt, er brauche es nicht — der Amerikaner mindestens auf der Höhe derselben. Weder der Deutsche noch der Amerikaner sucht durch seine Erscheinung aufzufallen, — die Art des Franzosen und Italieners. Aber der Deutsche sucht die Gleichheit nach unten, während sie der Amerikaner nach oben sucht. Einen Luxus gestattet sich der Deutsche, in dem sich sein Selbstgefühl spiegelt, die blank gewichsten Stiefel. Für diesen Theil seiner Toilette begegnet der Amerikaner besonderen Schwierigkeiten; die häusliche Hilfe und selbst der Hausknecht seiner Gasthöfe versagen hier zumeist. Der Caprivi des Zukunftsstaates, der sich selbst seine Stiefel wäscht, berührt in Amerika nicht so fremdartig, wie in Deutschland. Das ist der demokratische Zug in der amerikanischen Herrentoilette. Hier schiebt sich der kleine italienische Stiefelpuzer ein, der mit seinem Wischkram die Straßenecken besetzt hält, und dessen mahrender und ermunternder Zuruf „Shine boss!“ dem Passanten unaufhörlich in die Ohren gellt.

Der aristokratische Zug tritt in der Behandlung von Haupthaar und Bart hervor. Ein Wesen wie der deutsche Barbier — der um zehn Pfennige, im Abonnement

billiger, sein mühsames Geschäft betreibt — ein solches Wesen existirt in Amerika nicht. Dort ist der Leiter eines Barbiergeschäftes ein Mann, der darauf rechnet, daß seine Kunst von seinen Geschäftsfreunden gewürdigt wird. Sein Portrait und seine Biographie sind jedenfalls schon in einer Zeitung erschienen, er hat besondere Züge, die seinem Geschäft eine Individualität gaben. Freundlicher Ernst oder stille Würde, unter allen Umständen das Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit für jeden Gentleman, und daß er mehr leistet, als dieser mit den zehn oder fünfzehn Cents aufwiegen kann, welche die Operation kostet.

Es ist kein unwichtiges Kapitel in der vergleichenden Völkerpsychologie, diese Stellung, die der Friseur in der Herrengesellschaft einnimmt. Nur eine hochentwickelte soziale Kultur konnte den amerikanischen Friseur erzeugen — Verehrte Exzellenz! . . .

Der Deutsche, der nach den Vereinigten Staaten kommt, wird mit wenig Mühe Anschluß an seine deutschen Landsleute finden. Das Amerika der Amerikaner aber ist mehr als sieben Tage Seereise von Europa entfernt. Mancher hat es in siebenmal sieben Jahren nicht erreicht, und nur besondere Umstände eröffnen es.

Möglich, daß die große Ausstellung ein solcher Umstand ist. Die Natur des Amerikaners neigt ja zu einer großherzigen Gastfreundschaft; die Konsequenzen, die er dabei fürchtet, verschwinden einem Fremdling gegenüber, der kommt und wieder geht for ever. Möglich auch, daß er sich noch schneckenhafter vor dem massenhaften Ansturm zurückzieht.

An Dinners — wer für so etwas Stimmung hat — wird er es nicht fehlen lassen.

Die Männer der Presse haben eine besondere Stellung zur Sache als Spezialreferenten Seiner Majestät des

Publikums Ihre Person verschwindet, es bleibt nur ein Amt. Aber in ein solches uferloses Meer, wie diese Chicagoer Ausstellung, sind sie noch nicht hineingestiegen. Sie finden zwar überall Unterstützung, namentlich bei der Preßkollegenschaft, die wie eine große Freimaurerei kameradschaftlich zusammenhält. Doch die Männer der Presse haben nie und nirgends in der Welt Zeit. Und dann die Zahl! Auch die Zahl der Journalisten ist überwältigend. Bei dem Nichtfest des Hauptgebäudes der Ausstellung im Oktober waren dreitausend Berichterstatter erschienen. Dreitausend Männer mit Bleistiften! Was kann man mit dreitausend Mann anfangen! Und im Mai werden es voraussichtlich noch mehr sein.

In diese Journalistenbrigade bereite ich mich jetzt auch vor, einzutreten, da das Berliner Tageblatt mir die Ehre erweist, mich zur Organisirung seiner Berichterstattung nach Chicago abzusenden.

Das aber, was in Chicago zusammengetragen wird in den achthundert Baracken, von denen man in die größte den ganzen Gendarmenmarkt mit seinem Theater und seinen Kirchen hineinschieben könnte — von dem auch nur einen annähernden Begriff zu geben, genügen auch dreitausend Bleistifte nicht, die Tag und Nacht in Bewegung sind.

Man wird uns zu verblüffen suchen; namentlich durch Riesenzahlen und Maße. Das ist amerikanische Art. Die Ausstellung in Chicago ist viermal so groß wie die Pariser, in der doch schon die Leere eine bedenkliche Rolle spielte. Wie wird es gelingen, diese unermesslichen Räume zu füllen? Das ist das Fragezeichen, das uns über das Meer voranleuchtet! . . .

Die Aufgabe des Christoph Columbus war doch wesentlich einfacher als die, welche unser harret!

Auf der Fahrt.

Rhede vor Southampton, 31. März.

Eine alte uns vertraute Bekannte lasse ich in Deutschland zurück, die ich nie wiedersehen werde! Die Lokalzeit. Sie geht in die Kumpelkammer, wo schon so Manches liegt, der Groschen, und Kreuzer, der Schoppen, das Pfund und das Loth. Sie war so eine amüsante Reisebegleiterin und täuschte über manche Länge einer Eisenbahnfahrt hinweg. Den feierlichen Einzug ihrer wissenschaftlichen Nachfolgerin, der mitteleuropäischen Zeit, versäume ich, denn gerade in dem entscheidenden Moment gleite ich aus ihr heraus.

Doch hat mir dieser Uebergang, auf den man sich mit einem so feierlichen Ernst vorbereitete, als handle es sich um die Einführung des gregorianischen Kalenders, die Beruhigung erhöht, mit der ich mein Vaterland verlasse. Noch in Hamburg habe ich den Beweis erhalten, daß es unter Leitung einer Beamtenerschaft steht, die jedem Ereigniß gewachsen ist. Die Hamburger Polizei ist in Folge ihres ungeordneten Auftretens in der Cholerazeit um drei Rätze verstärkt worden. Sie hat sich mit den Maßregeln beschäftigt, zu welchen das in der Nacht vom 31. März zum 1. April sich vollziehende Zeitereigniß herausfordert; die Frucht ihres Nachdenkens lag in Hamburg, als ich es verließ, in einer Bekanntmachung vor, wonach die Polizei-

stunde, die sonst auf ein Uhr Nachts normirt ist, in dieser historischen Nacht bereits um zwölf Uhr einigen Minuten eintritt!

Ist eine gewissenhaftere Sorge für das Wohl einer Bürgerschaft denkbar! Man kann sich nicht ohne Schrecken ausmalen, was Alles hätte entstehen können, wenn man die Hamburger Nachtgäste vorschrifts- und haltlos jenen historischen zwanzig Supplement=Minuten überlassen hätte!

Es erinnert mich das an einen amtlichen Vorgang zur Zeit, als das sonst so solide wie zuverlässige Rheinthal, das sogenannte Mainzer Becken, durch einen Erdstoß behelligt wurde. Der Kreisrath eines kleinen Landstädtchens bei Darmstadt telegraphirte an den Minister: „Hier Erdbeben eingetreten. Bitte um Verhaltungsbefehle.“

Ja, es ist eine gute, ruhige Zeit! Auch das stolze Schiff, die „Columbia“, auf der ich fahre, gleitet so sicher durch die aufschäumenden grünen Wellen des Kanals, als wären sie auf ihre Harmlosigkeit in Hamburg amtlich geprüft worden. Nur ein nervöses Zittern geht durch ihren Riesenleib, als wolle sie leise daran erinnern, welche furchtbaren elementaren Mächte auf den Augenblick warten, wo sie hervorbrechen.

Keine moderne Geschichte, Roman oder Drama ist mehr denkbar, ohne daß an irgend einer Ecke ein Streif heraus-schaut. Es wäre daher im höchsten Grade unzeitgemäß gewesen, wenn der Streif bei der Fahrt der Columbia ausgeblieben wäre. Allein auch er ist so glatt verlaufen, wie alles Andere beim Beginn dieser Fahrt. Die Heizer und Trimmer, die für das Schiff ausgemustert werden sollten, streikten, sie verlangten zu dem alten Satz von 85 Mark wieder hinaufgesetzt zu werden, der ihnen bei den schlechten Zeiten, die die schreckliche Choleraepidemie über die Hamburger Schifffahrt gebracht hatte, auf 60 Mark gemindert

worden war. Schließlich hat das Schiff doch noch seine Mannschaft erhalten, unter welchen Bedingungen, darüber wollte mir Niemand eine sichere Auskunft geben.

Hoffentlich von dem Standpunkt aus, daß die Unglückszeit, gegen die der Hamburger Verkehr so mannhaft Stand gehalten hat, nun überwunden ist und eine neue Periode des Aufschwungs herannahet.

Man erwartet dasselbe namentlich von der Chicago-Ausstellung.

Ich frug den lebenswürdigen Direktor der Hamburger Packetfahrtgesellschaft, Herrn Ballin, welche Ausichten für den Besuch der kolumbischen Ausstellung vorliegen. Die Anmeldungen sind noch mäßig, dagegen sind die Büreaus überfluthet von geradezu massenhaften Anfragen.

Das deutsche Publikum ist offenbar noch unschlüssig. Es wartet die Nachrichten über die Gestaltung der Ausstellung ab.

Mögen dieselben günstig ausfallen können!

Inzwischen haben wir ungefähr zweihundert Passagiere der ersten und zweiten Kajüte an Bord, eine Zahl, die wohl seit längerer Zeit nicht mehr erreicht worden ist. Bei dem ersten Lunch, der die Fahrgäste der Columbia vereinigte, wurde die gedruckte Passagierliste vertheilt. Alle begannen alsbald mit Eifer das Studium und schauten prüfend umher, wer wohl Alles wer wäre. Acht Tage bleiben wir zusammen; dann wissen die Kundigten ungefähr Bescheid und man trennt sich mit der gegründeten Zuversicht, sich nie wieder im Leben zu begegnen. Wie etwa am Ende eines Berliner Diners.

Auch Zwischendeckspassagiere führt die Columbia, etwa dreihundert. Ich habe noch nie eine besser aussehende Menschenklasse auf diesen Platz einziehen sehen, als unsere verehrten Mitbürger und Fahrgenossen vom dritten Stand.

Nichts mehr von jenen verwilderten, bandenmäßig ausschauenden Gruppen aus dem tschechischen Böhmerland, nicht mehr die polnischen und russischen Juden, sehen und gedrückt wie eine verschuchte Heerde. Die Pforte, durch die sie bisher ihrem dunklen Schicksal entgehen konnten, bleibt jetzt verschlossen. Wer fragt nach ihnen? Aber Uncle Sam wird sich die Hände reiben, wenn er die neuen Ankömmlinge sieht. Die Männer kräftig, wohlgekleidet; man sieht es ihnen an, daß das drüben geforderte Geld für „Subsistenz“ in ihrer Tasche klumpert. Frauen im Putz, als gälte es einen Sonntagsausflug in den Grunewald; gutgehaltene Kinder. Ein Mädchen schleppt sich mit ein paar Blumenkerben, sicher von dem kleinen Gärtchen in der Heimath. Auch Großmütter sind dabei, sie humpeln, mit Packeten überlastet, immer an der Spitze des kleinen Zuges, übergeschäftigt, als wollten sie die ihnen gelassene Spanne Zeit noch Alles, was von Kraft in ihnen steckt, ausgeben, daß der Tod glatte Rechnung findet. Wie Großmütter eben sind. Ich glaube, daß es die zurückgehenden kleinen Landstädte sind, die diese Auswandererkolonne entsenden.

In Hamburg hat ich bei der Direktion der Packetfahrt um Erlaubniß, ihre Etablissements zu besichtigen. Man stellte mir eine Dampfbarke zur Fahrt und einen Inspektor zur Führung zur Verfügung. Es wurde mir ganz ängstlich.

„Wissen Sie,“ frug ich Herrn Meßenthien, den Inspektor, dem ich anvertraut war, „warum Fürsten und große Herren nie etwas zu sehen bekommen? Ganz einfach, weil man ihnen Alles zeigt.“

Ein verständnißvolles Lächeln zog über die verwetterten Züge des alten Seemanns. Ich hoffe, er hat im Laufe seiner Erklärungen meine Unkenntniß nicht allzusehr mißbraucht. Nur einige Dinge fielen mir auf. Zum Beispiel,

wie wir an den gewaltigen, in der Mitte ausgehoholten Beafstämmen vorbeigingen und er mir von der Niesenraupe erzählte, die sich in dem Stamm verpuppte und dann durch den breiten Gang heraussträße . . .

Ich ging durch die endlosen Güterschuppen, in denen sich der Verkehr endlich wieder einstellt, aus denen Güter für die große Ausstellung verladen wurden; ich durchmusterte das auf Ladung wartende Schwesterschiff der „Columbia“, die „Augusta Victoria“, von oben bis unten, immer in der Hoffnung, mich endlich zu orientiren und mich in diesem Labyrinth von Gängen, Salons, Kammern, von Stockwerken und Treppen immer noch neu verlierend. Dann trieb ich mich an den Docks und Werkstätten der Gesellschaft herum. Der Inspektor folgte mir immer, harmlos mokant lächelnd.

„Nun,“ frug er endlich, „wie finden Sie das Alles?“

„Großartig,“ sagte ich, „aber wenn Sie mir es nicht übel nehmen, Inspektor, so will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die mir einmal in Moskau passirte.“

„Erzählen Sie nur dreist,“ sagte der Inspektor. „Wenn Sie meinen, ich kenne die Berliner nicht — ich bin selbst aus Brandenburg.“

„Gut,“ sagte ich, „also in Moskau führt mich ein Mann von der Stadt durch ein großes Spital, wie Sie mich heute führen. Es war alles so gefehrt und gespritzt und sauber, und im Refonvaleszentenfaal überall über den Betten eine feine weiße Decke. Neben einem Bett stand ein Bartruffe mit einem dicken, rothen Kopf, ein Auge hatte er geschlossen, mit dem anderen blinzelte er mich so mokant an, wie — auch andere Leute thun, und als wollte er sagen: Wieder einer, der herumgeführt wird. „Kennen wir“ — da erfaßte mich eine Idee. Ich griff rasch nach der weißen Decke, zog sie mit einem Griff vom Bett und sah nun — wie es in der Parabel vom übertünchten Grab so realistisch beschrieben

ist. Tableau! Der alte Bartruffe aber blinzelte mir vergnügt zu. Was meinen Sie, Inspektor?"

Da lachte der Inspektor.

„Bei uns dürfen Sie ziehen, wie Sie wollen. Hier ist alles klipp und klar, die Seeluft läßt die Moskauer Parabel-Geschichten nicht aufkommen.“

Und ehrlich gestanden, ich glaube es.

Imponirend ist diese Organisation, dieses Zusammenwirken zahlloser Hilfsmittel, aus denen schließlich die Ausrüstung des Hotels- und Luxus Schiffes, dieser symbolischen Blüthe moderner Kultur erwächst. Unten im Feuerraum die Heizer und Trimmer; die kleinen Leute in dem Zwischendeck. Wir aber sitzen in den vergoldeten Prachtkajüten und tafeln wie die seligen Götter — wenn auch nicht so gut wie in den ersten Hamburger Restaurants. Und wenn der Kalbsbraten nicht so zart ist, wie er sein sollte, erhebt sich allgemeines Murren in der privilegierten Klasse . . .

Die Post schließt. Adieu Europa!

Stimmen auf der Columbia.

Abgehört zwischen Southampton und den Baks.

Ostersonntag. Sonne sieht falsch und schielend hinter jagenden Wolken heraus. Der Ozean beginnt wie ein ungeheures mit nassem Finger gestrichenes Glas zu summen. Die Wogen flechten sich die weißen Kränze um die Häupter und umtanzen das Schiff.

Auf einer Kiste, am Eingang in das Zwischendeck, in das man von dem Promenadendeck wie von der Loge hineinblickt, sitzt Großmutter in schwarzem Sonntagsanzug, das aufgeschlagene Gesangbuch in der Hand. Kettchen, ihr Enkelkind, steht vor ihr und hält sich mit der rechten Hand an der Bank:

Kettchen: Großmutter, legt der Osterhase auch in Amerika?

Großmutter: Ja! da legt er auch.

Kettchen: Wie kommt der Osterhase denn über das Wasser?

Großmutter: Ja! 'ns Rußschal schwimmt er hinüber.

Kettchen: Großmutter! Wer kocht denn dem Osterhas, wenn er über das Wasser fährt?

Großmutter (der Antwort ausweichend): Schau', da ist ein Ei, das noch un're schwarze Henn' gelegt hat.

Kettchen: Sitzt denn unj're schwarze Henn' auch in der Rußschale?

Großmutter: Halt nun Ruh'; ich will mein Ofterlied lesen.

Auf dem Promenadendeck beginnt sich die Stimmung zu verschlechtern. Auf den in langer Reihe an einander geschobenen Stühlen liegen die Damen in Decken geschlagen, fröstelnd und anzusehen wie eine Schaar Alligatoren, die aus dem Wasser gestiegen sind, um sich zu sonnen.

Mittelaltrige Dame mit schlaffen Gesichtszügen und Kneifer; neben ihr Gesellschafterin mit verängstetem Ausdruck.

M. D. (zur Gesellschafterin): Sind es die zwei Damen gleich unten am Eingang?

G.: Die zwei letzten. Die starke Dame und die kleine Schwarzäugige; sie ist die Tochter.

M. D.: Wie Sie wieder reden. Natürlich ist die Zunge nicht die Mutter. Wird er Klavier spielen?

G.: Hören Sie nicht? Er spielt schon wieder.

Vom Klavier im Salon kommen die Anfangsgriffe des Walzers „Herzenstöne“.

M. D.: Die Geschichte ist wohl wieder eine Ihrer Phantasien?

G.: Es ist bestimmt so. Mutter und Tochter zanken sich den ganzen Tag. Von meiner Kabine aus höre ich jedes Wort. Die Kleine war in Berlin zu ihrer Ausbildung; die Mutter hat sie heimgeholt, weil sie mit ihrem Klavierlehrer ein Verhältniß angefangen hatte. In Southampton ist er auf das Schiff gekommen.

M. D.: Ist es der mit dem käsebleichen Gesicht und den Gummigaloshen?

G.: Derjelbe. Es ist einfach shoking.

M. D.: Wie Sie mit Ihren Ansichten immer gleich

vorher sind. Die Kleine sieht sehr helle aus. Und im Grunde, was geht es Sie an, ob sie ein Verhältniß hat? Sie freilich werden nie eins haben.

G. (schweigt beschämt). Der Walzer auf dem Klavier im Salon geht in den Hochzeitsmarsch aus dem Lohengrin über.

Korpulente Dame (zu Fanny, ihrer Tochter, indignirt): Hätte ich diesen neuen Affront ahnen können, ich wäre in Southampton ausgestiegen. Jetzt weiß ich, warum meine Schuhe nicht aufgefunden waren, so lange wir vor Southampton lagen.

Fanny (bissig): Sie haben sie ja selbst der Stewarteß zum Reinigen gegeben.

Korpulente Dame: Das ist richtig; aber Du warst schuld, daß sie mir nicht zurückgebracht wurden.

Fanny: Lassen Sie doch Arthur aussteigen. Ich habe nichts dagegen. (Vertieft sich in ihren Roman.)

Auf dem Klavier: „Komm' herunter, o Donna Theresa.“

K. D.: Unerträglich.

Arthurs Herz ist sicher, rein und lauter, aber seine Griffe auf dem Klavier gehen öfter daneben als nöthig ist. Bei jedem falschen Anschlag zuckt Fanny schmerzhaft.

Passagiere gehen vor den Stühlen auf und nieder, vor den Damen ihre Gewandtheit zur Geltung bringend, den Bewegungen des Schiffes matrosenhaft zu folgen. Man hört die folgenden Stimmen beim Vorübergehen heraus.

Erster Weltreisender (sich dem zweiten Weltreisenden vorstellend): „Smith, von der La Plata-Kaviargeellschaft.“

Zweiter Weltreisender (desgleichen): „Miller, von der Ostibirischen Zuckerplantagen-Kompagnie.“

Professoren und Doktoren (von ihren Regierungen zur volkswirtschaftlichen Beobachtung über die Chicago-Flus-

stellung ausgesandt. Sie bleiben von Zeit zu Zeit in Gruppen stehen, wie überlastet vom Schwergewicht ihrer Worte).

. . . Kulturelle Antinomie, Lughyperästhesie der Kontraste . . . Agrikulturfrage . . . Coefficient steigender Bevölkerung . . . Pilsener Bier Ecke der Friedrichstraße . . . Sensitivität der sozialen Epidermis . . . westöstlicher Kulturrückschlag . . . allerliebste kleine Blondine . . . greisenhafte Jugend . . . amerikaniſcher Genius . . .

Geschäftsleute mit phantastischen Reiseumänteln, Rasen und Mundarten. Man hört folgendes:

. . . A big bisch'ness . . . zweihundertfiebenundzwanzig Dollars fünfzig Cents . . . nicht anrühren, schon drei mal p l e i t e . . . Ein paar tausend Mark stecken noch drin . . . Nicht a rothe' Kraizer mähr, wölle Sie oder wolle Sie nich?

Artistiſcher Mitreisender mit an ihn geklammerter kunst-enthusiastiſcher Lady:

Artistiſcher Mitreisender . . . Da im dritten Akt, wie ich eben ansehe, mein hohes C loszuschmettern, klopft der Kapellmeister ab. Klopft wirklich ab!

Enthusiastiſche Lady: Einfach schmachvoll. Aber auf den Ausgang bin ich gespannt . . .

Zwei weitere artistische Mitreisenden.

Erster: Hundert der schönsten Mädchen in Indianertracht, auf venetianischen Gondeln.

Zweiter: . . . wie der Kopf des Drachen abgehauen ist, springen fünfundzwanzig weiße Ferkel heraus.

Dicker Herr mit ungeheurem schwarz gefärbten Schnurrbart, Unternehmer des großen internationalen Blumenfestes, Eliteball zur Feier der Eröffnung der Ausstellung mit Gigerl, Inhaber der weitesten Hosen an Bord der „Columbia“.

Dicker Herr: Schauen's, wegen der Madel, da is mir
Dernburg, Chicago.

nicht hang', die wachsen aus der Erd', wenn a Fiedel gestrichen wird, aber a . . . a Lady Patroneß möcht' i hob'n, wie die Fürstin Lori Mori in Wien wor. Dös ziegt!

Gigerl: Nehmen's doch die Präsidentin Frau von Cleveland.

Dicker Herr: S zohl tausend Gulden, wonn Sie Frau von Cleveland auf meine Pflichten bringen . . .

Auf dem Klavier ertönt: „Ozean, du Ungeheuer!“

Schriller Windstoß. Riesige Welle schlägt übers Schiff und überfluthet das Deck. Die Stühle setzen sich in Bewegung. Flucht der Passagiere.

Korpulente Dame, im Begriff, umzusinken, wird vom Stewart und einem Matrosen aufgefangen, röchelt im Abgeschleiftwerden.

Das Klavier verstummt. Aus der Kajüthür tritt Arthur. Fanny lehnt den Arm Arthurs energisch ab! Melancholische Blicke Arthurs . . .

Der Stuhl mit der Gesellschafterin hat sich in Bewegung gesetzt und gleitet wie auf einer Rutschbahn nach der zweiten Kajüte zu.

Mittellastrige Dame (ihrer abrutschenden Gesellschafterin nachrufend): Schulze! was sind das wieder für Excentricitäten! Für derlei Kindereien sind Sie doch zu alt.

Fanny (zu Arthur erregt): Wie kannst Du uns so Kompromittiren!

Arthur (ängstlich): Es war doch D e i n Wille, daß ich aufs Schiff kam!

Fanny: Wer spricht davon! Das m u ß t e s t Du einfach thun. Aber Du greißt immer f, wenn es fis sein soll. Das stellt A l l e s zwischen uns in Frage. (Ab.)

Arthur (bei dem sich Spuren der Seekrankheit zeigen): Und deshalb auf dem Dampfer nach Newyork! . . .

Arthur flüchtet nach dem Klavier und erhebt von dort

musikalische Anklage gegen das „unglückselige Weib“, wegen Thränenvergiftung. Und wenn der „Columbia“ ein Unglück begegnet, wird er wie Arion mit der Lyra auf dem Delfin, so auf dem Kokoko-Steinwayflügel davonreiten . . .

Sturm. Ein Singen, Tönen und Sauchzen geht durch die Welt der Objekte. Die Gläser auf dem Tisch singen leise die Melodie mit, die der Grundbaß des Meeresbrauens markirt.

Die Ozeanstöchter, die Wogen, fassen sich an den Händen und umtanzen das Schiff, es mit hundert Walfischkraft vertraulich auf den Bug klatschend. Einige drücken vorn an der Spitze, andere heben hinten an der Schraube, daß diese in die Luft starrt und die „Columbia“ ausschaut wie ein Enterich, der nach Fröschen taucht. Feinster Eliteball, den Neptun seit Langem gegeben, Lady Patroneß: die grimme graue Heze, Namen nennen sie nicht.

Aufklarendes Wetter. Die illustrirenden Spezialreporter erscheinen auf Deck und nehmen ihre Thätigkeit auf. Erster Illustrateur eine junge Dame mit blonden Locken abzeichnend. Zweiter Illustrateur, den die junge blonde Dame abzeichnenden ersten Illustrateur abzeichnend. Dritter Illustrateur den zweiten Illustrateur abzeichnend, wie er den ersten eine junge Dame abzeichnenden Illustrateur abzeichnet. (Cum gralia in infinitum.)

Der Gong zum Diner ertönt. Alle Bleistifte kehren in die Scheide zurück.

Zweiter Tamtam des Gong. Geclapper von Messern und Gabeln und zusammenstoßender Teller.

Die Schiffskapelle der Stewarts spielt den Pilgermarsch aus dem Tannhäufer, Begleitung mit dem Nebelhorn.

Arthur bereitet sich auf die musikalische Rückeroberung von Fanny vor. Er wird es mit der Gnadenarie versuchen.

Ein zweites Klavier im unteren Salon tritt in Thätigkeit.

Die „Columbia“ hat ihren Anspruch auf den Namen begründet, den die Amerikaner den deutschen Schiffen zugestehen.

a musical box! . .

Nachschrift: Wie ich eben geschlossen habe, fällt es mir heiß ein. Wahrhaftig, der biedere Kapitän, der uns so sicher über das Wasser geführt hat, heißt Vogelgesang! . . .

Zweite Nachschrift: Wir nähern uns Newyork. Das Schiff läuft auf einmal so glatt, als führen wir von der Zannowißbrücke nach dem Eierhäuschen. Die Schiffskapelle spielt die Holzauktion im Grunewald; die Passagiere, Deutsche, Oesterreicher, Amerikaner singen im Chor mit. O völkervereinende Macht der Töne! . . .

Die Eröffnung der Chicago-Ausstellung.

Chicago, 13. April.

Es wird ein großer Augenblick für Präsident Cleveland sein, wenn er am 1. Mai die Weltausstellung eröffnet.

Am besten würde er von der Seeseite ankommen, denn von da aus ist der Anblick der vollste, majestätischste, erhabenste!

Welche Worte für den großen Markt, für die Weltmesse, den unermesslichen Jahrmarkt, der sich hier vorbereitet. Und doch — in ihnen liegt der Gegensatz, mit dem sich jeder abfinden muß, der in den Bezirk der Ausstellung eintritt. Ein architektonisches Wunderwerk ist hier geschaffen, das die höchsten Erwartungen übertrifft, die beflügeltste Phantasie hinter sich läßt, um den wirren und bunten Inhalt zu fassen, den unser tägliches Leben ausmacht.

Das aber schlummert noch alles in den zahllosen Kisten, entringt sich langsam, beginnt hier und da erst eine bestimmte Form anzunehmen. Der Augenblick gehört noch ganz der architektonischen Gestaltung des Ausstellungsplatzes.

Die erste Regung im Menschengesicht gegenüber etwas Neuem, Unerhörtem ist ein energisches „Nein“. Das ist die nothwendige Selbstvertheidigung gegen die Mächte, die herandrängen, um die menschliche Seele aus ihrem Gleichgewicht zu bringen, sie neuen Eindrücken zu unterwerfen. Hier aber muß sie kapituliren, ob sie will oder nicht. Umsonst sagt

man sich, das ist ja alles Täuschung, diese riesigen Paläste, die sich den Anschein geben, als seien sie aus solidem Steinwerk für die Ewigkeit aufgeführt, sind eitel Holzwände mit übergypften Zeugen bekleidet, für die Dauer eines Sommers haltbar, bestimmt, mit ihm zu verschwinden, Riesendekorationen eines Zauberstückes — die Nachahmung ist so täuschend, die Majestät der Formen so groß, die Zusammenstellung der Bauten eine so harmonische und malerische, daß der Widerstand dagegen aufhört, aufhören muß. Man beginnt mit offenen Augen zu träumen, ja man fürchtet die Augen zu schließen, als müßte man besorgen, daß beim Wiederöffnen Alles verschwunden ist, wie ein Traum!

Ich sage, Präsident Cleveland muß von einem stolzen Gefühl durchdrungen sein, wenn an dem Eröffnungstag sein Blick auf diese Ansammlung von Palästen fällt, denn es ist ja die Thatkraft und das Genie des Landes, dessen erster Bürger er ist, die das Alles geschaffen hat. Aber auch wir, die wir als einfache Zuschauer dazu gekommen sind, dürfen dies Gefühl theilen.

Wie klein ist der Mensch, wie arm, wie hilflos! Aber der Anblick dieser Bauten macht ihn empfinden, wie unermesslich die Erbschaft ist, die er überkommen hat, wie unwiderstehlich die Macht ist, die ihm seine Organisation giebt, was alles seine Gestaltungskraft dem widerstrebenden Objekt, den feindlichen Elementen abgerungen hat. Und wenn diese weiße Stadt der Paläste, die man die Ausstellung von Chicago nennt, eine Sprache finden könnte, sie würde dem Beschauer zurufen: Mensch öffne Deine Seele dem Großen, das Du siehst und erhebe sie auf die Höhe des hier Geschaffenen!

Ich fürchte, ich werde zu dithyrambisch und meine kühleren Landsleute denken natürlich: er übertreibt. Aber auch auf diese Gefahr hin lasse ich jedes der Worte, das ich geschrieben habe, stehen. Wenn nichts anderes, werden

sie beweisen, daß hier etwas gezeigt wird, das das menschliche Gemüth überwältigt, es vielleicht über die Linie noch hinaustreibt, welche eine kühle und gefammelte Kritik ziehen würde. Aber auch das ist eine Thatfache, die ihren Werth hat, und die verdient bei der Bilanz der Stärken und Schwächen des großen Unternehmens verzeichnet zu werden, denn auch auf die letzteren bin ich vorbereitet; schon durch das mißgünstige Gerede in Newyork.

Es ist ja auch möglich, daß die genialen Architekten, die den Plan der Ausstellung aufgestellt und die Bauten entworfen haben, von ihrem Kunstsinne zu weit fortgerissen worden sind, daß sie die Gestaltung nicht gefunden haben, in welcher unsere realistisch denkende Zeit die Einheit von Form und Gehalt fordert. Vielleicht, wenn die Messe eröffnet ist, wenn in den jetzt noch stillen Avenuen der weißen Stadt die Menge der Beschauer sich drängt, die tolle amerikanische Reklame ihren Einzug gehalten hat, wird gerade das, was heute so berauschend entgegentritt, den Eindruck entweihter Schönheit machen; das Alles mag der Zukunft überlassen bleiben. Das wirkliche Leben setzt sich nur aus Augenblicken zusammen, die es lebenswerth machen — der Rest ist Füllsel — und ein solcher Augenblick ist ein Morgengang durch die weiße Stadt.

Das Außere der Bauten ist so oft beschrieben worden, daß ich es als bekannt voraussetzen kann. Es sind der klassische Stil, die Säulenordnung der griechisch-römischen Welt, die Renaissance in ihrer edelsten Periode, welche die Motive gegeben haben. Dazu tritt das spanische Element in der Anlehnung an die Formen, welche das Spanien der kolumbischen Zeit für seine Kirchen und Paläste fand. Alles das ist in das Riesenhafte übertragen; es ist merkwürdig, wie elastisch sich diese Formen erweisen, auch den übertriebensten Ansprüchen auf Raum genug zu thun.

Wer über das römische Forum wandelt, wundert sich, wie klein eigentlich die Plätze sind, auf welchen sich die größten Begebenheiten der Menschengegeschichte abspielten . . . Das römische Forum würde kaum eine kleine Ecke des klassisch gestalteten Industriepalastes füllen. So schiebe man noch den kapitolinischen Hügel hinein mit seinen Tempeln und Hallen! . . . Noch immer die Leere . . . Also herbei mit dem Colosseum, mit den palatinischen Kaiserpalästen! Lange noch nicht genug. Das Parthenon aus Athen herbei, die Pyramide des Cheops — Alles verschlingt der ungeheure Raum, der bestimmt ist, auch nur einen Theil der Hauptergebnisse der menschlichen Arbeit unserer Tage aufzunehmen.

Vielleicht ist es gerade die Kunstarmuth ihres riesigen Landes, das die Amerikaner zu diesem Schwelgen in Kunstformen angereizt hat; wie gerade die Entbehrung den Hunger am schärfsten fühlbar macht. Auf der trefflichen Pennsylvania = Eisenbahn, der zweifellos bequemsten und sichersten Route, die von Newyork nach Chicago führt, glitten wir einen langen Tag durch das Hügelgelände von Ohio und Indiana. Die Eintönigkeit der menschlichen Ansiedlungen längs der Bahn hat für den Europäer etwas Erkältendes, ja Erschreckendes. Nichts was das Auge erfreut, nichts was über das Unentbehrlichste hinausgeht; die schmucklosen, hölzernen Häuser, die Seltenheit der kaum wegbaren Straßen, die grobe Aufdringlichkeit der Reklame der dürftigen Wirthshäuser, — man fragt sich, was diesen Menschen über die Schwere der Existenz irgend hinaushilft, was in der Seele eines unter solchen Bedingungen hinlebenden Volkes sich gestalten kann — und man ist erstaunt, wenn man am Schluß der Reise in den Wundern des Ausstellungsraumes eine solche Antwort erhält. . .

Auf einer Insel der Lagunen, in welche die Ausstellung hineingebaut ist, erhebt sich ein kleines Blochhaus aus roh

zusammengefügt Stämmen, kaum hoch genug, um einen Mann aufrechten Hauptes eintreten zu lassen, wie ein Schuppen, nicht wie eine Menschenwohnung anzusehen — es ist die Nachbildung der Geburtsstätte des Präsidenten Lincoln. Das ist symbolisch für die Anfänge einer Kultur, die jetzt schon durch ihre Ueberfeinerung die Welt in Athem hält.

Ehe ich schließe, ein Wort über die Rolle der Deutschen in der Ausstellung. Ich habe gegründete Hoffnung, daß sie eine ehrenvolle und gute sein wird. Das deutsche Haus, das Repräsentationsgebäude wird von dem Bauwerk keiner anderen Nation übertroffen, vielleicht von keiner erreicht. Es ist in altdeutscher Art, originell und stilvoll, in seinen Details aus dem Vollen geschöpft; das deutsche Dorf aus ähnlichen Elementen errichtet, begegnet einer merkwürdigen Theilnahme und was ich von den Anfängen der deutschen Ausstellung sah, läßt Befriedigendes erwarten. Das ist auch durchaus nöthig, denn das harte Wort: „billig und schlecht“ flammt immer noch wie ein Brandmal auf der Stirn der deutschen Industrie in den Augen der Ausländer; unser Wegbleiben von Paris, wie das Scheitern des Berliner Versuchs hat an dieser Thatsache nichts verbessert. . . .

Am ersten Mai wird Präsident Cleveland an dem historischen elektrischen Knopf drücken, der das Signal für das Loslassen der Tausend von Maschinen giebt, der Muskeln und Nerven des gigantischen Körpers. Dann wird die historische Welt, die sich noch vordrängt, überwunden sein, und die Wunder einer Zeit werden sich entfalten, wie die Welt noch keine gesehen hat, die für einen jetzt aufwachenden Römer wie der Traum eines wahnsinnig gewordenen Gottes erscheinen müßten. Die Ausstellung von Chicago nennt man das. . . .

Chicago und die Weltausstellung.

Chicago, 15. April

„Zehn Millionen Dollars sind geboten für die Columbia-Weltausstellung.“

„Niemand mehr als zehn Millionen Dollars für die größte Ausstellung der Welt??!“

„Zehn Millionen Dollars zum ersten, zum zweiten und dritten Mal! . . .“

„Zugeschlagen! Wer that das Gebot?“ Chicago!!

Das war die Auktionirung der Weltausstellung.

Die zehn Millionen Dollars hat Chicago geboten, fünf Millionen die Stadt und fünf Millionen eine Gesellschaft, die sich rasch gebildet hatte. Keine andere Stadt erreichte ein ähnliches Gebot, und so ging Chicago triumphirend ab, das große Unternehmen in der Tasche.

Der ernstliche Konkurrent war natürlich Newyork. In dem Augenblick der Entscheidung war es auf einmal von seinem üblichen Selbstvertrauen verlassen; es ließ das Geschäft fahren. Aber bereits nach wenigen Augenblicken überkam es die Reue. Newyork ist bis auf die Knochen verärgert, nicht so darüber, daß es die Ausstellung nicht hat, als daß sie Chicago hat. Und es ist wahr, die Chicagoer ersparen Newyork nichts an böhartigem Spott. Die Newyorker suchen sich durch allerhand Unglücks-

prophezeiungen zu trösten; „am Tage nach dem Schluß der Ausstellung sprechen wir uns wieder;“ am liebsten möchten sie die ganze Sache ignoriren. Aber das geht immer weniger. Am meisten verdrießen die Newyorker die Fremden von Distinktion, die ihre Stadt passiren, als wäre diese eine einfache Schiffstation, Herzöge und Lords, Generale und Erzellenzen, auf die man hier so unglaublich veressen ist. Und jetzt der spanische Herzog von Veragna, der wirkliche Abkömmling von Columbus, der mit Cleveland die große Attraktion der Eröffnung bilden wird! Newyork zerreißt sich jetzt, um ihn wenigstens ein paar Tage dort festzuhalten.

Der erste Gedanke gegenüber dem Ausstellungsplan war, sie nach Washington zu bringen, als der neutralsten und panamerikanischsten Stadt. An der Geldfrage ist das gescheitert. Newyork, Chicago, Washington — das ist, was man in deutsche Verhältnisse übertragen, Berlin, Magdeburg, Potsdam nennen würde. Und nun hat es Magdeburg über Berlin gewonnen!

Man muß es den Männern von Chicago lassen, sie haben ihre Sache wunderbar gemacht. Sie hatten das Glück, auf eines der größten architektonischen Genies aller Zeiten zu stoßen, der die Ausstellung zu einem Ganzen, zu einer Harmonie der gewaltigsten Bauwerke komponirt hat — darin liegt der Nachdruck des genialen Werkes, das über die Einzelheiten weit, weit hinausgeht. Doch der Mann, der das erfunden hat, ist seinem Werk entrückt; weder kann ihn Anerkennung schwindlich machen, noch Neid ihn kränken. Denn er ist todt — gestorben noch ehe er sein Werk nur halb vollendet sehen konnte. Ist das nicht tragisch? Man vergißt zwar regelmäßig den Architekten über seinem Werke; aber einen einzigen vollen Blick hätte man ihm doch darauf gegönnt. Jetzt, wo die weiße Stadt der Paläste noch in ihrer keuschen Pracht daliegt — oder

dann, wenn das elektrische Licht, in allen Farben, das Grün der Bäume seine Reflexe darauf werfen wird und die Bauten aus den Hunderttausenden, die sich um sie drängen, ein neues eignes Leben gleichsam in sich saugen.

Ja, das haben sie gut gemacht, die Männer von Chicago. Aber daß Chicago eben Chicago bleibt — daran konnten sie mit dem besten Willen nichts ändern. Eine Stadt voll von großartigen Ansätzen, von wunderbaren Details, aber nichts, das fertig ist, nichts, das in einem Zusammenhang wirkt, kein Punkt, der eine volle, eine ganze Befriedigung gewährt, Prachtstraßen und Barackenpartien dicht neben einander. Die Bevölkerung, jeder Einheit entbehrend, ein graues Untereinander von Deutschen — sie halten der Zahl nach die Spitze —, von Irländern, Polen, Schweden, von schwarzen und gelben Mitmenschen. Mitmenschen — das sind sie alle, aber der eingeborene Amerikaner macht nicht viel Gebrauch von dieser ihrer Qualität; der Aristokratie unter den Eingewanderten giebt er einen kleinen Zipfel der städtischen Gewalt. Den Rest regiert die amerikanische Minorität klug und politisch — aber im Ganzen doch als eine Quantité negligible.

Ja, auch ihre Stadt regieren die Männer von Chicago gut — das zeigt der Erfolg, denn es ist ja Alles da — große Parks und Boulevards, stolze Quais, Stadtbahnen und Kabelbahnen — aber eines läßt sich nicht improvisiren: die Zeit, die eine Stadt braucht, um zusammenzuwachsen.

So steht denn jetzt Chicago ganz eigen zu seiner Ausstellung. In Paris war die große Ausstellung der letzte schärfste Ausdruck, auf den das Pariser Leben in seiner architektonischen Gestaltungskraft, seinem künstlerischen Können, in seiner sozialen Erscheinung überhaupt gebracht werden konnte. Das beste an der Chicagoausstellung

würde sein, wenn man dort — sieben englische Meilen von der Stadt entfernt — diese ganz vergessen könnte. Aber das wird nur innerhalb der Umfriedigung des Ausstellungsplatzes selbst der Fall sein können. Denn bis dicht daran drängt jetzt Chicago herbei mit dem häßlichsten und widerwärtigsten was es hat — mit den kleinen und großen Holzbaracken, auf denen die wildesten Farbenkontraste der Reklameschilder zusammenheulen, mit den Bierjalons und mit dem Schmutz, der nun einmal von Chicago untrennbar ist. Dem Schmutz ist jetzt offiziell der Krieg erklärt, Schaaren von Straßenreinigern sind angestellt — „Reinlichkeit als eine Zier“ ist plötzlich entdeckt und die Stadt gleicht einem Landwohner, der sich durch eine ungewöhnlich ausgedehnte Seifenwäsche auf das Kirchweihfest vorbereitet.

Aber es nützt nichts. Der Kohlendampf und Staub, der in der Luft herumwirbelnde Sand sind unvertreibbar. Man sollte meinen, das unermessliche Luftreservoir des Michigansees müßte wenigstens in den scharfen Nordwinden, mit denen er uns jetzt durchschüttelt, etwas Athembares hinterlassen. Aber er treibt den Blunder, der aufgehäuft ist, nur noch toller durcheinander. Es wird vielleicht gelingen, einige Hauptstraßen annähernd rein zu halten — an Berliner Straßenreinheit darf man dabei schon gar nicht denken. Reinlichkeit ist das letzte Wort, das Ergebnis einer guten städtischen Polizei — damit beginnen kann man nicht.

Eben hat Chicago einen neuen Bürgermeister erwählt, Mr. Harrison, der in wenigen Tagen sein Amt antreten wird. Er hat sich zuerst als Spekulant Millionen gemacht, ist dann Politiker und Zeitungsbefitzer geworden; er segelt mit dem demokratischen Wind, der jetzt in Amerika Alles vor sich wegsegelt und hat mit großer Mehrheit die Republi-

kaner aus dem Besitz der städtischen Aemter herausgeschlagen. Denn mit dem Wechsel in der Person des Bürgermeisters geht auch die gesammte städtische Beamtenchaft ab, Magistrat und Unterbeamte. Das widerstreitet unseren Anschauungen. Wir leben in einer wohlgeordneten Bureaukratie und fühlen uns darin zwar oft recht beengt, aber dafür auch sicher. Der Mensch verschwindet, nur das Amt ist da. Wenn man es nicht aus den Zeitungen wüßte, daß der Oberbürgermeister von Berlin nicht mehr Max v. Forckenbeck, sondern Dr. Zelle heißt, aus dem Gang der Verwaltung würde es Niemand errathen. Hier aber in Amerika wird der Mann gewählt; er stellt ein bestimmtes Programm auf, zu dessen Durchführung er sich mit seiner politischen Ehre verbürgt. Dazu muß er freie Hand haben; zunächst in der Wahl seiner Mitarbeiter und Beamten. Die Mißbräuche, zu denen das führt, liegen auf der Hand — aber man hat einen verantwortlichen Mann vor sich, an den man sich halten kann, dessen Initiative, Geschicklichkeit, Thatkraft auch große Dinge schaffen kann, während bei uns in den Reibungen so zahlloser Maschinentheile das Alles nur zu oft nutzlos verpufft.

Unter solchen Verhältnissen, begünstigt durch außerordentliche natürliche Vortheile, erwächst eine Stadt wie Chicago; eine Stadt, die kaum aus dem Ei gekrochen, die Unverschämtheit hat — man verzeihe mir das harte Wort — die Hand nach der Weltausstellung auszustrecken und sich damit als Mittelpunkt der Weltkultur zu proklamiren!

Das ist alles sehr unregelmäßig, in keinem Reglement vorgesehen; aber diese Unverschämtheit — da das Wort doch einmal heraus ist — wird allem Anschein nach glänzend gelingen.

Die Anfänge der deutschen Ausstellung.

Chicago, 18. April.

Wenn Präsident Cleveland am ersten Mai auf den dicksten Knopf gedrückt hat, mit dem je eine Ausstellung in Gang gesetzt wurde, wird selbstverständlich noch nicht Alles fertig sein. Wann wäre das jemals der Fall gewesen! Aber die großen Züge der Sache werden vollkommen erkennbar sein. Vor Allem der Zug, den die Betheiligung Deutschlands dem internationalen Werk giebt.

Dieser Zug tritt jetzt schon sehr bemerkbar hervor. Jetzt vielleicht noch mehr, als es nach der Eröffnung der Fall sein wird. Denn die deutsche Ausstellung ist am weitesten vorgeschritten; die großen Schluger, mit denen sie arbeitet, stehen dabei im Vordergrund. Skatspieler werden die Kritik zu würdigen wissen, die ich gestern über den deutschen Antheil fällen hörte: wir haben eine Menge Wenzel. Die kleinen Karten fehlen. Ich lasse dahin gestellt, ob das ein Vortheil ist oder nicht — aber es charakterisirt unser Spiel.

Ein friedlicher Wettkampf der Nationen, aber doch immer ein Kampf! Und so darf man wohl zu einem militärischen Beispiel greifen. Das Centrum der deutschen Ausstellung ist in dem Industriepalast — manufactures building. Im Mittelpunkt stehen sich die deutsche, die französische, die englische und die amerikanische Ausstellung gegenüber.

In der künstlerischen Entfaltung ihrer Ausstellung haben weder die Amerikaner, noch die Engländer etwas geleistet oder auch nur zu schaffen versucht. Es ist hergebrachtes englisches Ausstellungsprinzip, jeden Mann selbst sein Bestes thun zu lassen. So ist das englische Carré eine bunte Zusammenstellung mehr oder weniger gelungener Schränke und Pavillons. Die amerikanische Ausstellung hat ihren großen, unerreichbaren Wurf in der Erbauung dieser Wunderstadt geleistet. Die Leitung dieses Theils geschah durch die Ausstellungs-gesellschaft und ihre genialen Direktoren. Ihre Aufgabe war zu Ende, als im Oktober, am sogenannten Inaugurationstag, die Bauten der Vereinigten Staaten-Kommission übergeben wurden. Der Präsident der Kommission, Mr. Davis, umgab sich mit einem Stab von Politikern, die die Fachleute ablösten und der große einheitliche Zug, der in der ersten Entwicklung lag, ging verloren. Ein monströser, thurmartiger Pavillon, der in die Achse des Baues gestellt ist, dessen Zweck noch nicht erkennbar, der jedenfalls Geld bringen wird, ist das, was von dem künstlerischen Wirken der amerikanischen Kommission hier Zeugniß giebt. So bleibt der Wettbewerb nur zwischen Deutschen und Franzosen.

Das Arrangement der deutschen Ausstellung ist künstlerisch außerordentlich reizvoll. Wahrhaftig — ein Schmuckkasten — diese Zusammenfügung von Holz und Metall — die Tischlerarbeit in Anlehnung an die Formen späterer Renaissance, die großen eisernen Thore und Gitter-Musterwerke unserer, zu so großem Können emporgediehenen Schmiedekunst, die Säulen Werke der Porzellanmanufaktur, die hervorspringendsten Punkte besetzt mit reizenden Gruppen von Professor Lessing, der Plan des Ganzen von Professor Hoffacker. In dem so abgegrenzten Bezirk ist die chemische Kollektiv-Ausstellung bereits in der Dekoration vollständig;

in eleganter Form und sanfter Farbgebung und endlich — was, wie sich schon jetzt feststellen läßt, durch die Fülle des Gebotenen geradezu imponirend, auf der Ausstellung rivalenlos. Man beginnt mit der Aufstellung der Germaniagruppe, die den Reichstagsbau schmücken wird, die Formen des Kaiserpavillons zeichnen sich ab. München und Nürnberg, die ihre Kojen mit Kollektivausstellungen ihrer Kunstgewerbe schmücken, werden in einer ihnen eigenthümlichen Form erstklassige Leistungen zeigen.

Ich halte hier ein. Denn bei dem bunten Durcheinander, das hier noch herrscht, heißt es den Zufall zu viel walten lassen, wenn jetzt schon Einzelleistungen hervorgehoben werden.

Eine Sache aber frappirt mich — und wie mir dünkt, auch noch andere Leute — die einzigen, die bis jetzt in ihren Werken einen Stil gezeigt, etwas Originelles, einen Stamm, aus dem die Einzelheiten sich frei, leicht, selbstverständlich entfalten, wie aus dem Baumstamm Zweige, Blätter, Früchte — das sind die Deutschen . . .

Was werden die Franzosen schräg gegenüber uns entgegenstellen? Es ist kein Zweifel, sie werden Alles daran setzen, uns hier zu schlagen, uns hier an unserem Centrum zu durchbrechen. Und es sind sicherlich keine zu unterschätzenden Nebenbuhler. Sie haben die Vortheile einer riesigen Ausstellungspraxis für sich, sie haben unser Schaffen abgewartet, sich gleichsam in die Hinterhand gesetzt. Der französische Kommissär Krantz hat erst in letzter Zeit seine letzten Befehle gegeben. Nun erhebt sich die Front der französischen Ausstellung in einem hohen Holzgerüst und unsere deutschen Meister stehen fragenden Auges davor: Was soll das geben? Augenscheinlich sollen wir schon durch die Masse erdrückt werden. Die deutsche Ausstellung wird bereits durch den amerikanischen Monstreturm bedrängt

der sich ausnimmt wie ein erster Posten, von dem aus von französischer Seite her Schach geboten werden soll. Man möchte glauben, daß die Franzosen das Hauptgewicht ihrer Dekorirung in Tapezierarbeit, in Entfaltung von Stoffen und Stickereien legen wollen. Damit lassen sich allerdings kolossale Erfolge erzielen, wenn ihr Glanz auch gegenüber dem Staub, den die Millionen aufwirbeln werden, recht vergänglich sein muß. So wird der Kampf zwischen der deutschen und französischen Dekorirung in dem Gegensatz zwischen architektonischen Gestalten und Tapezierkunst gipfeln. Amerika bringt hier nur die plumpe Masse ins Gefecht.

Am Sonntag war das Publikum gegen 50 Cents Eintrittsgeld in den Ausstellungspark zugelassen. Trotz des herrlichen Frühlingwetters, das uns an diesem Tag bescheert war, hatten sich nur etwa dreißigtausend eingefunden — ein Ausstellungs publikum, wie die Berliner es abgeben, sind die Chicagoer offenbar nicht. Unter ähnlichen Verhältnissen hätte man in Berlin nach Hunderttausenden gezählt. Verwundert bewegten sich die Chicagoleute auf den endlosen Wegen zwischen den Riesengebäuden durch, deren weiße Pracht ihnen offenbar nichts sagte. Nur vor dem „deutschen Haus“ gab es immer Gruppen. Große und kleine Kinder bestaunten das Haus, das für Amerikaner so fremdartig ist und sie doch offenbar anheimelt. Denn auf ihm sitzen keine weißen unverstehbaren Götter, die die Arme schwingen, als riefen sie nach Hilfe auf ihren exponirten Plätzen. Wie ein Familienbilderbuch vielmehr, in dem man gern blättert, nimmt sich seine bemalte Front vielmehr aus. In den Ornamenten treibt sich allerhand wunderliches Volk herum. Da ist ein großer Drache, von dem die Kinder gar nicht wegzubringen sind, da ist der Ritter mit den scharf ansprengenden Hunden, der sich auf den Kampf vorbereitet. Dort entdeckt

eine Kleine einen Frosch, so groß wie sie selbst, und „dort oben ein Eichhorn!“ ruft ein Anderes jubelnd. Die sinnigen Sprüche, mit denen der Maler Max Seliger die Vorderseite geschmückt hat, werden studirt, und Diejenigen, die Deutsch verstehen, erklären sie den Englischredenden:

„Nährhaft und wehrhaft, voll Korn, voll Wein,
Voll Kraft und Eisen, klangreich, gedankenreich,
Ich will dich preisen Vaterland mein!“

Das gefällt den Amerikanern, es rührt die Deutschen. Ja, es giebt doch eine volksthümliche Kunst. Und ich bin überzeugt, daß die Kunst, die gerade hier gezeigt wird, bleibenden Halt in diesem Lande der Holzbauten gewinnen wird.

Noch etwas reizte am Sonntag die Neugier der Chicagomenischen, wenn es auch im stärksten Gegensatz zu dem deutschen Haus steht, das so idyllisch von einem Wäldchen alter Weiden flankirt, in den unabsehbar gebreiteten Michigansee hineinschaut. Das waren die Kruppschen Riesencanonnen.

Schon auf der Fahrt von Pittsburg hierher, sahen wir auf den Stationen die Bevölkerung in unverkennbarer Erregung zusammengescharrt. Die Kruppcanonnen kamen unmittelbar hinter uns, sie erregten ein Interesse, das nur verständlich ist gegenüber der eigenartigen Phantasie der Amerikaner, die bei Allem, was sich auf Maße und Schwere, was sich auf Dimensionen bezieht, in Wallung kommt. Der Kruppsche Pavillon, in welchem die zwei kleineren Geschütze bereits Aufstellung gefunden haben, macht den Eindruck eines großen Raubthierhauses. Darin liegen sie — die unheimlichen Gesellen, schwarz umdrängt von den Massen, die sich ihre Beobachtungen mittheilen und ihre artilleristischen Kenntnisse entwickeln. Die Monstrecanonne

aber, das größte Ungeheuer dieser Art, das je hergestellt wurde, trifft erst heute ein. Einhundert und siebenundzwanzig Tonnen wiegt es, ein Schuß daraus kostet 1200 Dollars und trägt sieben Meilen. Die Platten, die das Geschütz durchschlägt, stehen an den Wänden, die Löcher darin starren einen an, als hätte Gott Thor mit Zeigefinger und Daumen daraufgetippt . . .

Eines der leitenden Blätter hier, der „Chicago Herald“, widmet der deutschen Ausstellung einen vier Spalten langen Artikel, voll von Anerkennung und Bewunderung. Ich werde mich aber wohl hüten, die Ausdrücke desselben hier zu übernehmen. Man darf den Tag nicht vor dem Abend loben und hinter dem Berge wohnen auch Leute.

Dagegen will ich zum Gebrauch für künftige Bürgermeister von Berlin den Beginn der Rede mittheilen, mit der gestern Abend der neugewählte Bürgermeister Harrison vor dem Stadtrath sein Amt übernommen hat. Er begann:

„Stadträthe von Chicago! Niederträchtig beschimpft und schamlos verleumdet durch eine ruchlose Presse (Beifall), aber unterstützt und geehrt durch 115,000 von freien und unabhängigen Stimmen Chicagos (Beifall); diese 115,000 zusammengesetzt aus allen Demokraten mit Ausnahme einiger weniger Sauertöpfe (Gelehrten) und aus den besten Elementen der republikanischen Partei; aus Männern, die an ehrliches Spiel und aufrichtigen Willen glauben; aus Männern, die glauben, daß die Geschäftsinteressen gewahrt werden sollen, — so stehe ich vor Ihnen, wieder zum Bürgermeister von Chicago gewählt.

Als ich das erste städtische Amt bekam, hatte Chicago weniger als eine halbe Million Einwohner, heute ist es die sechstgrößte Stadt der Welt, die zweite, was Bevölkerung betrifft, in Amerika, aber die erste Stadt der Erde in Kühnheit, Energie und Willenskraft (Beifall) . . . Es ist im

ganzen Lande ausgehrienen worden, daß die Wählerſchaft welche den Bürgermeiſter gewählt hat, zuſammengeſetzt ſei aus Dieben, Mördern, Spielern und Gaunern. Wir ſtehen vor der Welt mit einem ſchwarzen Strich gezeichnet. Zeigen wir ihr, daß wir im Stande ſind, dieſe Stadt nach Grundſätzen von Sachlichkeit und Ehrbarkeit zu regieren. Unſere erſte Aufgabe iſt es, die Stadt in geſunden Zuſtand zu ſetzen, daß die Welt, wenn ſie hierher kommt, nicht glaubt, in ein Schlachthaus zu treten. Chicago muß ihr in Gold mit friſchgewaſchenem Geſicht gezeigt werden. Noch mehr. Die Welt muß ſagen: Dieſe junge Stadt iſt nicht bloß kräftig, ſie wäſcht auch ihre ſchönen Glieder täglich im Michiganſee und kommt ſauber und gereinigt jeden Morgen daraus hervor. Ich will gern mit Ihnen zuſammenarbeiten und werde mit Vergnügen Ihre Beſchlüſſe zum Vortheil der Stadt ausführen; Sie können aber ſicher ſein, daß ich Ihnen die Beſchlüſſe, die mir nicht gefallen, am anderen Morgen mit meinem Veto zurüchſchicken werde. Ich habe nämlich den Vortheil vor Ihnen, daß Sie nicht wie ich, eine Körperſchaft bezahlter Fachleute hinter ſich haben, die mich in meinen Entſchließungen berathen können. Sie können mir daher nicht übel nehmen, wenn ich mich in manchen Dingen ein klein wenig beſſer unterrichtet halte, als Sie es ſein können.“

Der Mann nimmt kein Blatt vor den Mund. Von den Komplimenten, wie ſie bei uns eben ſind, hält der Amerikaner nichts.

Sturmwetter in Chicago.

Chicago, 20. April.

Seit gestern Mittag haben wir Sturm. Er hat die ganze Nacht gedauert und immer noch segt er durch die Worldsfair, die weiße Stadt . . .

Der Michigansee ist in seinen besten Augenblicken ein wenig erfreuliches Wasser, eine unendliche Dede lagert über ihm; nur sehr selten sieht man ein Fahrzeug darauf; bis in die letzten Tage hielt das Eis noch die Verbindung mit den oberen Seen blockirt. Der Antheil, den die Wasserverbindung an der Herbeibringung der Ausstellungsgüter hat, ist offenbar auch ein höchst unbedeutender.

Wenn aber der Wind, der in ungebrochener Gewalt hunderte von Meilen über die Prärien gestürmt hat, die Wasser des Sees aufrührt, dann schlagen sie in Riesenwellen über das Ufer; der weiße Gischt, den sie auf ihren spitzen Zungen tragen, treibt wie ein Sprühregen weit in das Land hinein.

In das Heulen und Pfeifen des Windes und das zischende Aufklatschen der Fluthen mischte sich gestern Mittag vier Uhr ein eigenthümlicher Klang, den man über die ganze Ausstellung hörte. Die Tausende von Männern, die dort arbeiten, hielten einen Augenblick inne und lauschten. Es waren Glockenklänge, aber nicht das eintönige Lärmen der

Lokomotiv- und Kabelaarrenglocken, das hier nie verstummt, auch nicht das langweilige Geläut amerikanischer Kirchen — ein heiterer, wohlgestimmter Dreiklang voll Kraft und Wohlklang. Rasch verbreitete sich die Kunde, es wären die Glocken auf dem Thurm über der Kapelle im „Deutschen Haus“, die das Bochumer Werk für die Berliner Gnadenkirche gestiftet hat. Sie wurden probeweise zum ersten Male geläutet. Das Bochumer Werk darf mit dem Erfolg, den es erzielte, wohl zufrieden sein, der Berliner Gnadenkirche aber kann man nur wünschen, daß das Geläute ihrer Glocken immer einen so freudigen, erhebenden Eindruck machen möge, wie das bei ihrem ersten Erklingen über die Worldsfair.

Die Glocken werden nun schweigen bis zum Einzug des Präsidenten am Eröffnungstage. Auch sie sind offenbar dazu bestimmt, eine Attraktion der Ausstellung zu werden. Gewalt über den Sturm hat ihr Geläute aber zweifellos nicht; denn wie herausgefordert und mit doppelter Gewalt setzte er ein, als nach wenigen Minuten das Geläute verstummt war.

Die Ausstellung hat, so weit ich mich bis jetzt überzeugen konnte, dem Sturm besser widerstanden, als irgend zu erwarten war. Die Direktoren und leitenden Ingenieure waren die ganze Nacht auf dem Platze, die Feuerwehr-Brigaden waren verstärkt. Am meisten Besorgnisse hatte man für die Uferbauten und hölzernen Brücken, die von den in die Lagunen wüthend heranstürmenden Fluthen gepeitscht und überschüttet wurden. Sie halten indessen immer noch. Der Sturm hat sich bis jetzt mit eingedrückten Scheiben, mit herabgeschleuderten Latten und Gerüsten, mit zerknickten Leitungsträgern begnügen müssen. Ich fürchte nur, er hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen.

Schlimmer allerdings als auf der eigentlichen Ausstellung hat er auf dem Annex derselben, der Midway Plai-

fance gearbeitet — ein langes, verhältnißmäßig schmales Parallelogramm, sporenartig von dem Hauptbezirk ausgehend. Die Midway Plaisance ist der Platz, wo die Schaustellungen sich finden, die sich an große Ausstellungen anzugliedern pflegen; sie ist im Verhältniß zu der übrigen Ausstellung keineswegs sehr ausgedehnt; im Vergleich mit der Pariser Ausstellung sogar ziemlich beschränkt. Und wie mir scheint, ist die Auswahl der zugelassenen Schaustellungen eine sorgfältige gewesen. Auch hier soll Belehrung, wenn auch in heiterer Form, geboten werden.

In Deutschland habe ich oft gehört, die Chicago-Ausstellung werde der größte Jahrmakel der Welt, eine Riesenhasenhalde, der kolossalste Humbug werden. — —

Fällt es mir nur besonders auf, oder ist es wirklich so — auch auf Midway Plaisance spielen die Ausstellungen von Deutschen eine leitende Rolle. Da ist zuerst Hagenbeck aus Hamburg mit einer großartigen Thierammlung, auf die sich die Blicke der Amerikaner mit gespanntester Neugier richten, da sind die Gebrüder Raftan, die in dem Maurischen Palast ein Panoptikum vorbereiten, das Alles von ihnen bis jetzt Geleistete in Schatten stellen soll. Hier über dem Wasser, wo die politischen Unterschiede etwas weiter zurücktreten, darf man auch wohl das noch im Aufbau befindliche Alt-Wien dazu zählen, in dessen Buden dreißig feiche Wiener Madel Wiener Café und Backwerk serviren werden.

Die bedeutendste Schaustellung ist jedenfalls das deutsche Dorf, das sich hier um eine Wasserburg gruppirt. Mit großen Mitteln, unter der Leitung hervorragender deutscher Gelehrter und Künstler — ich nenne hier nur Professor Virchow und Professor Bracht — ist ein Museum deutscher Ethnographie hergestellt worden, das den Deutschen in Amerika in Trachten, Hausrath, Waffen der verschiedenen Epochen ein reiches und vollständiges Bild ihrer Volks-

geschichte geben soll. Die hervorragendsten Sammlungen Deutschlands haben beige-steuert. Wenn das Ergebnis dem entspricht, was in Aussicht gestellt wird, so wird sich hier auf amerikanischem Boden etwas entfalten, was man in seiner Eigenart bis jetzt vergebens in deutschen Museen gesucht hat, in denen man bekanntlich die Ethnographie aller Nationen studiren kann mit Ausnahme der Deutschen.

Die Bauwerke des deutschen Dorfes — es sind außer der Burg ein heftiges Rathhaus und Bauernhäuser aus Nord und Süd — diese Bauwerke, in Deutschland von der Frankfurter Firma Holzmann hergestellt und über das Wasser gebracht — mit deutscher Gründlichkeit gearbeitet und gefügt, spotten auch des Sturmes der über den Michigansee herübertobt. Amerikanische Fachgenossen haben mit rückhaltloser Anerkennung von diesen soliden und geschickten Konstruktionen Einsicht genommen. Als man jedoch den deutschen Verkleuten anmuthete, einen Annex nach der leichten amerikanischen Art herzurichten, haben diese sich entschieden geweigert. Das ist etwas, was herzustellen sie sich nicht unternehmen. Der Sturm von gestern und heute hat ihnen auch entschieden Recht gegeben. Denn er hat eine strenge Musterung rings gehalten, und wenn auch nichts ganz zusammengeklappt ist — wie vor einigen Tagen einige Hotels und Cafés in der Nähe, die mit einem Male als zusammengebrochene Kartenhäuser dalagen — so hat der Sturm diesmal doch ein tolles Spiel damit getrieben, zerzaust und heruntergerissen, daß die Latten nur so in der Luft herumwirbelten. Neben dem deutschen Dorf haufen die Savaner. Gines der ersten Dinge, die der Sturm wegsegte, war die Windmühle, welche die bösen Geister wegzuklopfen hat. Die Savaner versuchen eine neue aufzurichten, aber bis jetzt haben es die Geister verhindert.

Das deutsche Dorf fügt übrigens, auch hierin auf der

Höhe der Völkerkunde stehend, seinen ethnographisch-wissenschaftlichen Reizen noch die, deutschen Gemüthern unwiderstehlichen, eines deutschen Biergartens zu. Allerdings in Verhältnissen, wie sie eine Weltausstellung fordert, mit Sitzplätzen für sechs bis sieben Tausend Personen. Es war die Absicht, zwei deutsche Militärkapellen zu engagiren; da die Erlaubniß des Kriegsministers nicht zu erlangen war, hat man aus deutschen Militärmusikern zwei Kapellen gebildet, Kavallerie und Infanterie; die Motive der Uniformen sind denen der Gardes du Corps und dem ersten Garderegiment entnommen, wenn sie dieselben auch selbstverständlich nicht kopiren. Kapellmeister ist Herr Rutscheweyh, Unternehmer der Musik die Firma Hermann Wolf in Berlin.

Diese militärmusikalische Occupation der Vereinigten Staaten ist indessen nicht ohne Widerstand erfolgt. Bekanntlich besteht hier ein Gesetz, welches die Einführung von unter Kontrakt befindlichen europäischen Arbeitern untersagt. Unter diesem Rechtstitel hat die Musikervereinigung in Newyork Widerspruch gegen die Ausschiffung erhoben, sie verlangte nichts Geringeres als die sofortige Rückpedirung von Infanterie und Kavallerie nach Europa. Allein die Weisheit der amerikanischen Behörden hat diesen Widerspruch vereitelt; sie haben herausgefunden, daß es keine „Arbeiter“ sind, die sich in den Militärmusikern präsentiren, sondern Mann für Mann Künstler und Professoren, und als solche haben sie freien Eintritt. So können die Kapellen morgen in Newyork ein Probekonzert geben. Der Lärm, den der Widerspruch gemacht hatte, diente ihnen als großartigste Reklame. Im Vorverkauf wurden bereits am ersten Tage für über 7000 Dollars Eintrittskarten genommen.

Noch eine militärische Ueberraschung hatte ich gestern. Vor dem Ausstellungspark begegnete mir ein Zug — preußischer Garde-Alanen, wie man ihnen naturgetreuer in

Noabit nicht begegnen kann. Diese Gesellschaft gehört zu den Reiter-schaaren, die Buffalo Bill unter seinen Fahnen sammelt. Innerhalb seines internationalen Cirkus finden sich hier alle Kavalleristen der Welt friedlich zusammen, wilde und civilisirte, Indianer, Cowboys, Mexikaner, Araber aus Marocco, Kosaken, französische Spahis, ungarische Husaren, preußische Garde-Ulanen und was noch Alles. Bis jetzt ist dort noch kein Bürgerkrieg ausgebrochen.

Weniger friedlich geht es in den Außenbezirken um die Ausstellung zu. So ist es dieser Tage zu einem lebhaften Kampf zwischen einem Eskimovater mit vier Söhnen und acht egyptischen Arabern gekommen, die von den kleinen, aber festen Söhnen der Polarregion stark verhauden wurden. Die Araber verdienen ihr Schicksal, denn sie sind unter allen diesen wilden Völkerschaften die frechsten und ruchlosesten Gesellen. Die Eskimos haben indessen auch in anderer Weise von sich sprechen gemacht. Eine Missionsgesellschaft hat sie hergebracht und stellt sie zum Besten der Erbauung einer Kirche in Eskimoland aus. Sie verlangte, daß die Eskimos auch an wärmeren Tagen in ihren Pelzumhüllungen bleiben sollen, denn ein Eskimo im Saquet verfehle seinen Beruf und sei kein Schaustück mehr. Die Eskimos haben die Gerichte angerufen und obgesiegt. Es sei ein unveräußerliches Menschenrecht, wurde anerkannt, sich der Temperatur gemäß zu kleiden, möge im Kontrakt stehen, was wolle. Richtig geurtheilt!

Wie ich gegen vier Uhr diesen Brief zur Post bringe, stürmt es mit ungebrochener Kraft weiter. Ich bin begierig, was morgen noch von der Ausstellung steht.

Zur Statistik der Weltausstellung.

Chicago, 22. April.

. . . Zimmer habe ich das noch nicht beigebracht, womit ich nach allen Regeln hätte anfangen müssen — das statistische Material über die Ausstellung. Ich fühle das tief und beschämt. Es ist auch in der That ein Wetter, bei dem Einem alle seine Sünden einfallen.

Es ist nun der vierte Tag, daß der Sturm durch die Straßen Chicagos fegt. Und was für ein Sturm, mit Regengüssen und Schneewehen, unerbittlich, fünfundsechzig bis siebenzig Meilen die Stunde. Ich gebe den Kampf mit ihm auf und bleibe im Hotel. Die Ausstellung ist ein See, Midway Plaisance ein Sumpf. Wir können der Statistik nicht mehr enttrinnen, ich nicht und der geehrte Leser nicht. Sicher, Kabelbahn und Hochbahn — das ist alles sehr gut, aber man muß sie erst im patzenden Regen erreicht haben, man muß erst Platz gefunden haben, und dann fahren sie regelmäßig gerade dahin, wohin man nicht will. O Berliner Droschken, wie verehere ich Euch aus der Ferne.

Da fällt mir ein: wer hat doch jüngst im Berliner Tageblatt das Lob der Droschke zweiter Klasse gesungen? Wichtig, es war ein Mann aus Chicago, ein trefflicher Journalist, aus dessen Reisebeschreibung ein Auszug im Feuilleton stand. Wie zärtlich sprach er von diesen Fahr-

zeugen, über die sonst die Witze so häufig sind und so wohlfeil, wie über die Schwiegermutter, und gerade so schlecht angebracht und geschmacklos. Ja, man muß eine Sturmperiode in Chicago erlebt haben, um zu fühlen, was eine Berliner Droschke ist.

Es giebt ja hier auch Fuhrwerke, die sich irgend wo verborgen halten, und die man haben könnte, wenn man sie rechtzeitig vorausbestellt, hoch bezahlt und wenn das Wetter für die Herren Kutscher nicht gar zu schlecht ist. Aber Du treue Seele, Wagenführer zweiter Güte, den man schlimmstenfalls aus dem nächsten Keller zu holen hat, wo bist Du?

Ich wohne in einem der zwölf Stockwerke des Lexingtonhotel — in welchem? das hat nur für die Schwarzen Interesse, welche die beiden Elevatoren mit Schnellzugsgeschwindigkeit herunter- und hinaufschleusen lassen. Für den Reisenden kommt es nur mit Rücksicht auf die Aussicht in Betracht, und diese ist jetzt von allen Stockwerken aus dieselbe in eine gelbgraue Masse aus Dunst, Dampf, Rauch, Schnee und Wolken. Das Hotel ist ausgesucht reinlich und bequem, sein Luxus besteht in dem Komfort, der in allen Richtungen ganz unaufdringlich da ist. Dabei ist es lautlos still wie in der Kirche und alles geht ebenso feierlich zu.

Auch die Speisekarte, auf der ich mir mein Frühstück heraussuchen muß, hat zwölf Stockwerke. Ich durchklettere sie jeden Tag von Neuem und lande doch immer wieder bei Thee und Omelette. Aber das Hotel muß noch zwölf Stockwerke in die Erde gehen und erst im tiefsten kann die Küche sitzen. Denn bis der Thee erscheint, ist er bitter und überzogen und das Omelette kalt und zerfließend. Dies ganze Departement ist in der Hand von Schwarzen, die sich offenbar für durch Jahrhunderte an ihnen begangenes bitteres Unrecht rächen.

Ich kaufe mir eine, zwei, drei Zeitungen. Auch sie sind eine jede zwölf Stockwerke hoch. An und in ihnen klettere ich auf und nieder und suche mir geistige Nahrung. Hätte ich die Ehre aus Chicago zu sein, so würde mich ihr Inhalt gewiß ungemein interessieren. Es werden fast ausschließlich lokale Angelegenheiten darin verhandelt, von denen ich schon mehr als genug weiß; ja ich muß mich mit Händen und Füßen wehren, daß ich nicht Spezialgelehrter in der Beurtheilung der Amtshandlungen des neuen Bürgermeisters werde. Der Rückschlag könnte die Leser meiner Berichte treffen. Ich kenne schon ungezählte Duzende von Namen von Personen, die mehr oder minder gegründete Aussicht haben, die fetten, städtischen Aemter in der neuen Verwaltung zu erschnappen. Heute Morgen habe ich über die Maßregeln, welche Harrison bezüglich der Spielhäuser getroffen hat, in drei Zeitungen drei Meinungen gelesen. Die erste geht dahin: sie werden geschlossen, die zweite: sie werden vorn geschlossen und hinten geöffnet, die dritte: es bleibt Alles beim Alten. Die dritte Meinung wird wohl der Wahrheit am nächsten kommen. „Wir haben der Ausstellung zu Ehren uns ganz neu eingerichtet,“ sagte ein leitender Spielhausbesitzer, „wir haben es uns etwas kosten lassen und denken ein stolzes Geschäft zu machen.“ Unter den Kongressen, welche während der Ausstellungszeit hier abgehalten werden, in denen alle Fragen, die die Menschheit beschäftigen, nach der Ankündigung des Programms behandelt werden sollen, fehlt nur ein Kongreß der Spieler. Nichtsdestoweniger wird gerade dieser am zweifellosesten zusammenkommen und am stärksten besucht sein. Man rechnet auf ein internationales Turnier in unerreichten Dimensionen. Alle Professionellen des amerikanischen Kümmeblättchens, des „Poker“, werden zur Stelle sein; ein Polizeibeamter hat expresse eine Rundreise durch die amerikanischen

Städte gemacht, um sich die Photographien der hervorragendsten Mitglieder der Kunst zu sichern; die Blätter behaupten, daß er mit einem Album von 3500 Photographien zurückgekehrt sei! Es muß ein lieblicher Anblick sein! . . .

Für einen Europäer sind die Morgenvergnügungen, die ein amerikanisches Hotel bietet, mit Frühstück und Zeitung erschöpft, wenn er nicht auf die Lektüre der Morgenzeitungen alsbald die der Mittagsausgaben setzen will, was indessen ein Mann allein kaum leisten kann. Für den Amerikaner bleibt noch eine Beschäftigung übrig, die ein unabweisbares Interesse in ihm erregt: das in die Welt starren. Für diese Operation sind in der unteren Halle eine Reihe bequemer Bänke und Sessel aufgestellt, die durchgängig besetzt sind. Der Hauptschauplatz ist aber der neben dem großen Eingang gelegene Parlor. Die großen Spiegelscheiben der Glaswand nach der Straße gehen bis dicht über den Fußboden, mit einer Akkomodation, um die Füße darauf zu legen. Vor dieser Glaswand stehen ein Duzend Sessel, das Gesicht nach der Straße; auf diesen Stühlen sitzen ein Duzend Männer den Tag über. Nicht immer dieselben, aber selten ist ein Platz leer, und Einer löst den Anderen ab. Manchmal macht einer zum andern eine kurze Bemerkung, manchmal schauen sie in ihre Zeitungen, aber regelmäßig starren sie durch die großen Scheiben. Die Straße — es ist die berühmte Michiganavenue — ist grau und menschenleer, nicht einmal eine Straßenbahn geht durch, nur hier und da eine geschlossene Equipage oder ein Lieferantenvagen. Gegenüber ist ein achtsäckiger in der Entwicklung stehender gebliebener Bau mit brettervernagelten Fensteröffnungen, dann zwei kleine Häuser mit stillen Läden. Das ist Alles. Aber sie starren unentwegt weiter.

So greife ich denn wieder zu meiner Zeitung. Rubrik: Unglücksfälle. Ach! Der schreckliche Sturm hat sie nur allzu

reich ausgestattet. Ein Theil der Getreideflotte, die auf das Aufgehen des Eises an der Durchfahrt zum Eriesee wartete, ist ausgelaufen, und eine ganze Reihe von Schiffen ist gestrandet oder sonst verunglückt. Vor Milwaukee ist die ganze Arbeiterschaft, die an dem in den See hineingebauten Wasserleitungsthurm beschäftigt war, elend umgekommen, alle bis auf einen, der erzählen konnte, wie erst die Bauhütte weggeschwemmt wurde, die Arbeiter sich in den Tunnel zurückzogen, bis die eindringenden Wasser sie auch dort vertrieben und dann die Wogen sich einen nach dem andern der sich verzweifelnd Anklammernden hinwegholten.

Am Ufer hatten sich ihre Angehörigen zusammengefunden — sie waren die Zuschauer des schrecklichen Unterganges und des Fehlschlagens der heldenmüthigen Versuche, die Rettungsboote durch die tobende Fluth zu zwingen . . .

Doch ich muß ja zu meiner Statistik.

Die Amerikaner, die so viel gelernt haben, eine Sache haben sie ganz verlernt: etwas ruhig und ohne Uebertreibung zu erzählen. Immer mit der großen Pauke. Aber gemach — es ist eine eigene Sache am Schluß des neunzehnten Jahrhunderts mit diesen Amerikanern. Zuerst entriistet man sich über sie, dann lacht man sie aus und dann — dann ahmt man sie nach. Wer will mit ihnen rechten, wenn sie ihre Ausstellung das gewaltigste Ding nennen, das je gewesen. Kenne ich doch in Berlin W ein Schwimmbassin, das ein Meisterschwimmer in drei Stößen durchmißt, und das sich bescheiden als „das größte Schwimmbassin der Welt“ bezeichnet. Auf einer Baustelle von sechzig Ruthen Bodenfläche zwischen zwei Miethskasernen hatte „die Rieseneisenbahn des Centrum“ Raum zur Entfaltung gefunden! Doch ich wollte ja von der Statistik reden. Zur Sache.

Ich schlage meine Notizen auf. Daß die Bauten der

Ausstellung $159\frac{3}{10}$ Acker bedecken, ist bekannt. Daß sie — ausschließlich der unbezahlten Rechnungen bereits $12\frac{1}{2}$ Millionen Dollars kosten — desgleichen. Daß die ganze Geschichte schließlich etwa zwanzig Millionen Dollars kosten wird — ebenso weltkundig. 300 000 Besucher täglich behaupten die Eisenbahnen, Dampfschiffe und Straßenbahnen hinaus und herein befördern zu können — wir warten sie ab. Das Alles kann den geehrten Leser nicht mehr interessieren, er will mit Recht über den Inhalt der Ausstellung etwas erfahren.

Dafür bin ich denn auch an die rechte Schmiede gegangen. In der herrlichen Rotunde, dem Administrationsbuilding, thront Mr. Handley, der Leiter der Publizitätsangelegenheiten, der auch die Herausgabe der Kataloge unter sich hat. Ein freundlicher Gentleman, mit großem strohgelben Backenbarte überaus behaglich, eine Rose im Jaquet. Ist sehr erfreut, meine Bekanntschaft zu machen, wird Alles thun, mir nützlich zu sein. Ueber den Katalog möchte ich etwas wissen? Gewiß, einer der vielen Officesboys wird mich in das betreffende Departement bringen.

Dort treffe ich einen Gentleman an einem Schreibtisch und sechs andere Gentlemen den Rücken an der Wand, rauchend und spuckend.

„Wie es mit dem Katalog stehe“, frage ich. Natürlich wird der Katalog erscheinen. Schon vor sechs Wochen war ein Herr in Paris und hat sich an den besten Quellen, nach der besten Art einen Katalog herzustellen, erkundigt. Das Recht, diesen Katalog zu verkaufen, ist bereits für hunderttausend Dollars vergeben — alles ist in den besten Händen.

Wie sollte ich nach allem, was ich gesehen, daran zweifeln!

„Im Ganzen würden es achttausend Wagenladungen
Dernburg, Chicago.

voll sein“, eröffnet mir einer der Gentlemen mit dem Rücken an der Wand, „viertausendfünfhundert Wagen voll sind schon herein.“

Diese Notiz ist um so schätzenswerther, als sie die einzige ist, die ich in Erfahrung bringen konnte.

Wie ich mich dankend entfernen wollte, rief mir der Herr am Schreibtisch nach, er habe gehört, daß schon ein Spezialkatalog erschienen sei, das Nähere würde ich im German building hören können.

Der deutsche Katalog! Er ist schon vor sechs Wochen im „Tageblatt“ angezeigt worden.

Achttausend Wagenladungen im Gewicht von je 30 000 bis 50 000 Pfund — das ist das Genaueste, was ich über die Gesamtgestaltung der Ausstellung erfahren konnte. Und da sich das Publizitätsamt in Chicago sammt allen Ober- und Unterbeamten zunächst dabei beruhigt — warum sollte es der deutsche Leser nicht? Es ist doch eine schöne Sache um die Statistik, namentlich wenn sie ihre Ergebnisse so kompensiös zusammenzudrängen weiß . . .

Mr. George Masons Heirath.

Chicago, 26. April.

Herr Jahrig, dessen Name schon Heidelberger Erinnerungen wachruft, hat vor den Pforten der Ausstellung eine Wirthschaft in einer Holzbaracke eröffnet. Hier ruht sich der deutsche Magen von den Genüssen amerikanischer Küche aus. Man hört nur deutsch, und die geplagten, überhezten, nervös gewordenen Ausstellungsleute finden hier einen Schimmer deutscher Wirthshausbehaglichkeit. Der Moselwein ist preisenswerth, selbst Freund Trojan würde ihn gelten lassen.

„Well,“ sagte der Mann mir gegenüber. „Sie kommen von Deutschland, unsere Fair zu sehen. Mein Name ist Mason.“

Ich stellte mich vor.

Er war ein breitschultriger Mann mit einem knochigen Quadratgesicht, einer Nase wie ein Habichtsnabel, das braunrothe Gesicht glatt rasirt. Seine Sprache war ein Gemisch von äußerstem Niederrheinisch, Chicagodeutsch und Yankee. Ich würde mich vergeblich bemühen, es in seiner Eigenthümlichkeit wiederzugeben.

„Mr. Mason?“ fragte ich, „hießen wohl früher Maurer?“

„Maurer,“ erklärte er, „schrieb sich mein Vater. War an der Grenze vom Luxemburgischen zu Hause. Kam

Anfangs der Bierzig als Musikant herüber. Habe auch erst geblasen, bis der Doktor sagte: Ihr habt genug geblasen, Mr. Mason, Euer Hals leidet es nicht weiter, wenn Ihr nicht Euern Leichenmarsch spielen wollt. Bin jetzt im Fuhrgeschäft — für mein Klaisir dirigire ich noch einen Singverein.“

„So seid Ihr ja ein alter Chicagoaner, Mr. Mason,“ sagte ich. „Und seid wohl höllisch in die Höhe gewachsen mit dem Aufwachsen von Chicago.“

„Ich mache leidlich gut,“ meinte er. „Könnte jetzt auch Millionen haben, wenn es nicht wegen der Kartoffeln wäre.“

„Wegen der Kartoffeln?“

„Yes, Sir, deswegen. Mein Vater wollte ein Stück Land kaufen — ganz in der Nähe, wo heute City Hall steht, der Fuß heute zu tausend Dollar — war schwammiger Moorboden. „Nein,“ sagte meine Mutter, „wir wollen ein Stück Land kaufen, wo ich meine Kartoffeln ziehen kann.“ So kaufte er weit draußen. Es ist heut' noch das werth wie damals oder so? Jeder hat einmal eine Chance, wenn er richtig zugreift, die ging so . . .“ (Er that einen scharfen Pfiff.)

„Das thut Ihnen wohl mächtig leid, Mr. Mason?“

„O no — ich bin ganz zufrieden. Habe gestern schwere Sitzung gehabt,“ fuhr Mr. Mason fort, sich ein Glas ein-gießend — „mit meinem Gegen—schwiegervater Mr. Mac Ewan. Waren zum ersten Mal zusammen — bei ihm — wollte mich unter den Tisch trinken — wußte wohl warum — aber er schnappte ab. Yes, Sir.“

„Also glücklicher Vater sind Sie auch, Mr. Mason?“

„Habe zwei Töchter geheirathet (Sic), und zwei Buben. Um den ältesten ging es. Er ist zwanzig Jahre alt, zweihundert Dollars den Monat — he! gute Stelle für so'nen

jungen Menschen. Wohnt bei uns im Hause. Vor vierzehn Tagen seh' ich ihn — es war an einem Samstag Mittag — in full dress — zufällig — in der Nähe des Bahnhof's. Er sah so besonders aus, ganz bleich, das fiel mir auf; schien ihm auch nicht zu passen, daß ich ihn traf. „Was ist los, Bub?“ frug ich ihn. Er sei zu einer Abendpartie geladen und morgen zum Diner, er werde die Nacht nicht nach Hause kommen. Damit schob er eilends ab. Am Sonntag Morgen, wie wir beim Frühstück sitzen, wird die Zeitung gebracht. Mein zweiter Sohn schlägt sie auf: „Sieh einmal, Vater,“ ruft er, „was da steht.“ Unter Social life ist die Notiz gedruckt: Verheirathet zu Milwaukee Miß Lucie Mc. Gwan, Tochter des Aldermans Mc. Gwan, und George Mason, Sohn des Unternehmers Joseph Mason. „Junge,“ sagte ich zu meinem zweiten Sohn, „die Note steht auf der vierzehnten Seite, ganz in der Mitte. Das kann kaum Zufall sein, daß Du das beim ersten Aufschlagen findest.“ Er hätte in den Advertissements etwas zu suchen gehabt, sagte er, er wisse von gar nichts. Ich dachte, es wäre ein Scherz, den sich Jemand gemacht. Denn ich wußte, mein Bub hatte ein Auge auf das Mädchen, hatte zwar nie davon gesprochen. Meine Frau aber weint: „Es war mein bester Bub,“ sagte sie, „und nun stellt er mir solche Sachen an, heirathet hinter meinem Rücken.“ Ich tröste sie, so gut es geht, aber sie weint in einem fort, Montag ist mein Sohn auch nicht auf seiner Office. Sie sagen dort, sie wissen nichts von ihm, aber machen alle so lächerlich sonderbare Gesichter. Was soll ich Ihnen sagen? Donnerstag kommt der Junge zurück. „Vater,“ sagt er, „S'hr könnt mich prügeln. Aber verzeiht mir. Das Mädchen ist richtig, ist einzige Tochter von Mr. Mac Gwan, der seine 300 000 Dollars werth ist. Wenn ich ihn gefragt hätte, hätte er sie vielleicht nicht gegeben. Ich hatte eine

Chance. Warum sollst ich sie nicht nehmen? In Milwaukee fragen sie nicht so viel nach Papieren, wie hier in Illinois. Meine Frau ist hier im Gasthof. Was sagt die Mutter?"

"Ja, was sagte die Mutter? Sie müßte ja auch verzeihen. Aber unter einer Bedingung: wir haben Raum genug im Haus. Ein Jahr müßt Ihr noch bei uns wohnen."

Und dann brachte er sie . . .

Wieder ein paar Tage später gehe ich durch die Straße. Wen sehe ich auf mich zukommen? Mr. Mac Ewan selbst. Ich denke, du weichst ihm am besten aus und gehe auf die andere Seite. Er rasch mir nach, wie es nur sein Bauch, seine kurzen Beine zulassen. Das wird einen schönen Skandal setzen, denke ich weiter; aber einmal muß es doch sein. Und so bleibe ich stehen.

Aber er lacht ganz freundlich, reicht mir die Hand. „All right, Mr. Mason," sagt er, „Ihr Sohn ist mir ganz recht, habe gar nichts gegen die Sache. Sah es kommen. Bin froh, daß es ohne trouble vorüber ist. Wie geht das Geschäft, Mr. Mason?"

Er ist seit vierzehn Jahren Alderman in seinem Ward, Mr. Mac Ewan, und höllisch smart. Hat sein Vermögen in Häusern und Grundstücken. Hat seine Tochter gut versorgt und die Hochzeit kostet ihm keinen Cent. Darüber lacht er sich in den Bart.

Nun, warte! So weit war ja Alles im Blei. Aber Manches wurmte mich doch. „Wir sind Deutsch," sagte ich zu meinem Sohne „und Deine Frau ist Yankee, so'ne Mischung thut selten gut." „Ich solle mir darüber keine Sorge machen," meint er, „mein Mädchen lernt schon deutsch." Aber ich war noch nicht fertig mit Mr. Mac Ewan.

Und er hielt einen Augenblick an, vor sich hinlachend. „Ihr hattet noch etwas auf dem Herzen," frug ich.

„Das war gestern Abend. Ihr werdet es gleich hören. Er hatte mich zu sich geladen, der alte Fuchs — natürlich ich sollte den Beutel ziehen und meinen Sohn etabliren. Und sie ist doch die einzige Tochter zu den 300 000 Dollars. Zuerst brachte er Whisky und dann Bier und dann schweren Rothwein und sparkling wine. Er goß in sich hinein — es war zum Erstaunen. Aber ich — wissen Sie — ich habe eine Musikantenkehle — das ist mir übrig geblieben vom Blasen. Von den Kindern war nicht weiter die Rede. Das hatte er sich aufgespart, bis er mich hätte, wo und wie er mich haben wollte. Aber gefehlt, er mußte die Flagge streichen, wie Uncle Sam jetzt auf Honolulu.

So tranken wir weiter. Es war schon tief in der Nacht. Das Sprechen ging ihm schon schwer. In seinem Kaufsue wußte er noch, daß er über das Etabliren der Kinder mit mir reden wollte. Endlich schoß er los. Und da hatte ich ihn. Wie er endlich zu Bette wollte, hatte ich ihn fest: er giebt meinem Sohne ein Home in der Washington-Avenue, das ihn 20 000 Dollars kostet. Die ganze Cottage mußte es hören, daß er nicht wieder zurück kann. Und das thut er auch nicht. Er bleibt bei seinem Wort, wenn er auch betrunken war. „„Geb' Sie Acht,““ sagte er, als wir uns Gute Nacht zuriefen, „daß Sie morgen nicht die german disease hat', die Zammerkazen.““

„Seht Ihr mir etwas an?“ frug mich Mr. Mason, mir sein braunes Gesicht und seine scharfen Augen zuwendend. „Bin frisch wie ein Fisch im Wasser. Aber bei Mr. Mac Gwan möchte ich heute Morgen nicht im Hause sein, wenn ihm unser Geschäft von gestern Abend einfällt. Das Home von 20 000 Dollars, mit dem er herausrücken mußte. Das hatte er sich ganz anders gedacht. Daß er so hineingefallen ist, das ärgert ihn noch mehr als das Geld.“

Und er lachte wieder vor sich hin, im Tempo und Klang eines knarrenden Eisenbahnzuges.

„Da war die Musikantenkehle doch zu etwas gut, Mr. Mason,“ sagte ich.

„Hat mich schon manchen Dollar gekostet, konnte mir endlich auch etwas einbringen. Das wäre also gesettlet. Kommt heute Morgen mein zweiter Bub zu mir: „Water,“ sagt er, „hat es George nun nicht gut gemacht, ohne Dich zu fragen? So werde ich es auch machen.“ Da zupfte ich ihn am Ohr: „Zunge,“ sagte ich, „wenn Du es so klug wie George machst, ist es all right; machst Du eine Dummheit, so werfe ich Dich zum Haus hinaus. Ich heiße Joseph Mason.“

Noch ein paar Worte wechselten wir, dann erhob er sich.

„Ich bin es,“ sagte er, „der getreatet hat.“ Er zahlte und ging.

Dagegen läßt sich in Amerika nichts machen.

Ein kluger Mann, Mr. Mason und, wie alle self-mademen in der Welt, immer von sich sprechend. Davon, daß er schmerzlos interviewt worden war, hatte er natürlich keine Ahnung

Die internationale Flottenparade vor Newyork.

Chicago, 28. April.

Wir sind in das Zeichen der offiziellen Festlichkeiten getreten, ohne die es einmal weder in der alten noch in der neuen Welt geht.

Den Anfang hat gestern die große internationale Flottenparade vor Newyork gemacht. Die Kriegsschiffe von zehn Nationen hatten sich dazu eingefunden.

Ich kann es zwar nicht recht einsehen, in welchem inneren Zusammenhang die Versammlung der schrecklichsten Zerstörungswerkzeuge der Neuzeit zu dem großen Friedensfeste der Ausstellung steht. Sollte der eiserne Mund der Geschütze diesem Frieden ein *memento mori* zurufen? oder sollte er den Beweis führen, wie kräftig und einstimmig dieser Frieden von allen Nationen geschützt wird? Die Amerikaner haben, nachdem sie ihre Marine lange vernachlässigt hatten, sich jetzt auch eine Flotte geleistet und die Gelegenheit ergriffen, sie der Welt zu zeigen. Die Engländer, Franzosen, Russen, Italiener, Spanier, Holländer, Mexikaner, Argentinier waren durch mächtige Schiffe vertreten. Deutschland hat seinen neuen großen Kreuzer „Kaiserin Auguste“ und den „Seeadler“ geschickt. Seit Tagen

sind die Marinegelehrten der amerikanischen Journalistik damit beschäftigt, den Werth dieser Schiffe gegen einander abzuschätzen. Selbstverständlich werde ich ihnen auf dies Gebiet nicht folgen. Alle Parlamente wissen ein Lied davon zu singen, wie schwankend in den Kreisen der Fachleute die Ansichten über die beste Schiffsform sind. Ich begnüge mich mit der Bemerkung, daß nach allgemeiner Ansicht die „Kaiserin Auguste“ eine gute Figur unter allen den Konkurrentinnen machte. Ich glaube sogar, sie hat den Amerikanern imponirt. Eine Zeitung meinte, sie habe sich wie ein D'Sullivan unter den übrigen ausgenommen. Um die Größe dieses Kompliments zu würdigen, muß man wissen, daß D'Sullivan der Preisboxer von Amerika ist; als ein *crak ship* wurde sie allgemein bezeichnet.

Ich gestehe, daß ich der Parade nicht beiwohnte, mit sechzig Stunden Eisenbahnfahrt schien mir dieser Genuß doch zu theuer erkauft. Das würde natürlich nicht hindern, daß ich die Parade von Anfang bis zu Ende mit allen Details beschreiben könnte. Es wäre das nicht die erste Revue, die aus der Entfernung beschrieben worden ist. So erinnere ich mich, daß eines Tages bei einer Parade auf dem Tempelhofer Felde sich die Nachricht unter den Berichterstattern verbreitete, daß soeben ein Bier von besonderer Güte auf Tivoli angesteckt worden sei. Darauf lichteten sich ihre Reihen mit mehr als militärischer Präzision. Die Folge davon war, daß die Nachrichten in den Zeitungen sich direkt widersprachen, ob der Vorbeimarsch zweimal stattgefunden hat oder wegen übermäßiger Hitze nur einmal. Bis auf den heutigen Tag ist diese historisch wichtige Thatsache nicht mit voller Sicherheit festgestellt worden. Das Kriegsministerium hat mit Bezug auf die amtliche Ber-schwiegenheit jede Auskunft abgelehnt.

Die Kriegsschiffe hatten sich bei Fort Monroe, einem

Kriegshafen in Virginien, zusammengefunden, ehe sie den gemeinsamen Zug nach Newyork antraten. Dort sind auch einige große Strandhotels, die in den ersten Frühlingmonaten einen beliebten Sammelpunkt für die feine Welt der Südstaaten bilden. Dort haben die Marineoffiziere ihrerseits Gelegenheit gehabt, über die zu vielen Hunderten zusammengeströmten amerikanischen Damen Truppenchau zu halten. Und nach allen Berichten haben sie diese Gelegenheit ausgiebig ausgenutzt. Ueber die Damenwelt eines Landes, dessen Gastfreundschaft man genießt, geziemt es, sich mit besonderer Vorsicht auszusprechen. Ich glaube aber nicht allzuweit von der Wahrheit zu bleiben, wenn ich von den in Monroe Versammelten die Mädchen aus Virginien als die sportfreudigsten, die aus Washington als die kühnsten, die aus Baltimore als die schönsten der Union bezeichne. Gemeinsam ist ihnen aber das selbstbewusste Draufgehen; als stille Veilchen in den Ecken zu duften ist nicht ihre Sache. Die Marineoffiziere waren die Löwen des Tages — und was ein Amerikaner und auch eine Amerikanerin anzustellen vermag, um einen Löwen zu fangen, das ist geradezu ungläublich.

Daß sich dabei die Elemente am meisten herandrängen, die ihrer Stellung in der heimischen Gesellschaft nicht sicher sind, liegt in der Natur der Dinge. Das ist ein Vorgang, den man jetzt mit besonderer Deutlichkeit erkennen kann; namentlich auch in Newyork. Ich könnte Namen nennen, die sich durch diese Operationsweise einen Lüstre gegeben haben, der weit über den Ozean leuchtet, während man hier kaum etwas von ihnen weiß oder manchmal — zuviel!

Wenn aber die Berichte treu sind, welche die amerikanischen Zeitungen über das Zusammentreffen der Damenwelt in Monroe mit den europäischen Schiffsoffizieren gegeben haben, so war der Angriff der „Girls“ diesmal ein

ganz besonders heftiger und energischer. Er hat natürlich mit der bedingungslosen Kapitulation der Seehelden enden müssen, wenn auch nur für einige Tage. Als Siegeszeichen erbeuteten die Amerikanerinnen die bekannten schwarzen Bänder mit dem Schiffsnamen. Eine Dame forderte einem russischen Offizier sogar seine schwervergoldeten Epauletts ab und erhielt sie von der slavischen Galanterie. Auch auf einem andern Feld blieben die Slaven Sieger; sie sind als die standhaftesten Trinker der internationalen Versammlung anerkannt worden. Bei den Deutschen fällt die strenge und gemessene Reserve auf, die aus dem Landdienst auf sie übergegangen ist.

Endlich mußte man sich in Monroe trennen. Das war der intimere Theil der Flottendemonstration, möglicherweise auch der interessantere. Es wäre eine dankbare Aufgabe, an der Hand der geistreichen amerikanischen Witzblätter einmal nachzuzeichnen, wie sich in der Ansicht der hiesigen Welt die charakteristischen Züge der amerikanischen Ladys der Gesellschaft auch mit Bezug auf diese Vorgänge darstellen. In der Frauenabtheilung der Ausstellung und aus den Vorträgen ihrer Rednerinnen wird man darüber allerdings wenig erfahren. —

Doch ich muß zu meinen Schiffen zurück, die inzwischen ja bereits in meilenlangem Zug die äußere Bai von Newyork erreicht haben und die eines nach dem andern in hellem Sonnenschein durch den engen Kanal in die innere Bai eindampfen. Gewiß ein herrlicher Anblick. Und wie sie sich dann, die großartige Szenerie von Hafen und Stadt im Hintergrund, zur Einfahrt in den Hudson ordneten. Das war leider der letzte Sonnenschein, der ihnen zu Theil wurde. Denn gestern am Paradedage regnete und stürmte es schrecklich, unbarmherzig. Die Hunderttausende von Zuschauern, welche auf beiden Seiten der Hudsonmündung die Parade

abnahmen, haben ihr Vergnügen theuer erkauft. Des Wetters halber wurde die Feierlichkeit plötzlich von zehn auf halb zwei verschoben, und statt um zwölf, war Alles erst um vier Uhr zu Ende. Die internationale Flotte manövirten zu lassen, hatte man doch Abstand genommen. Und so lagen die Ungeheuer fest verankert im Strom und machten sich nur durch einen gewaltigen Pulververbrauch bemerklich. Man kann sich die Atmosphäre von Pulverrauch und Kohlendampf denken, die über dem regengepeitschten Hudson hängen mußte. Nur der Eindruck der Geschützsalven blieb den Zuhörern unverkürzt . . . Sie können sich indessen trösten, die verregneten Zuschauer, mit dem Gedanken, daß es dem Präsidenten Cleveland schwerlich behaglicher war als ihnen selbst. Der Präsident, umgeben von seinen nächsten politischen Freunden und Gehilfen, begleitet von seiner Gattin und verschiedenen Ministerfrauen, umfuhr auf einem Aviso die gesammten Schiffe, von denen jedes seinen speziellen Höllenpektakel bei der Annäherung des Avisos auf den höchsten Punkt steigerte. Frau Cleveland und ein Theil der Civilbegleitung wurden seekrank und mußten an das Land gebracht werden. Ueber den Zustand des Präsidenten selbst liegen keine beglaubigten Daten vor, da die Presse vorsichtigerweise sorgfältig von dem Aviso fern gehalten war. Wenn ich aber den leitenden Mann der großen Republik richtig beurtheile, so hat er gestern in seinem Innern das feierliche Gelübde gethan: einmal eine Flottenparade und nie wieder.

Besondere Ehrengäste bei der Flottenparade waren die getreuen Nachbildungen der drei Caravelles, mit denen Columbus seine Entdeckungsfahrten gemacht hat. Spanische Kriegsschiffe haben sie über den Ozean geschleppt. Nach den Abbildungen sehen sie aus wie die römischen Galeeren, anderthalb tausend Jahre vor jener denkwürdigen Fahrt. Ist

es eigentlich nicht noch merkwürdiger, daß Amerika Jahrtausende den Europäern verborgen bleiben konnte, als daß es endlich vor vierhundert Jahren entdeckt wurde. . . .

29. April. Weitere Nachrichten von den offiziellen Festlichkeiten. Präsident Cleveland hat sich, als er vorgestern in Newyork zur Landparade fahren wollte, beim Einsteigen in den Landauer an einer hervorragenden Eisenstange am rechten Ohr eine anderthalb Zoll lange Wunde gerissen. Sank ohnmächtig seinem Begleiter in die Arme. Befindet sich indessen jetzt durchaus „wohl“. Der Herzog von Veragua, Nachkomme des Columbus, Ehrengast der Republik, hat in Folge der ihm ununterbrochen erwiesenen Aufmerksamkeiten gestern auf der Fahrt in Indianapolis einen Herzkrampf bekommen. Ein Arzt wurde in den Wagen genommen. Auch der Herzog befindet sich jetzt vollkommen „wohl“. Bei der Landparade, die vorgestern in den Straßen Newyorks abgehalten wurde, wirkten Abtheilungen der Theerjacks der internationalen Flotte mit. Die kleidsame Tracht der deutschen Matrosen fiel auf, sie produzierten sich im Potsdamer Stechschritt. Besonders ausdrucksvoll erwies sich der schallende Klapp beim Niedersetzen des Fußes. . . .

Die Rolle Newyorks als Empfangsstation ist jetzt ausgespielt.

Die Kanonen donnern. Freue Dich Chicago, Du Stadt der Würde, Deine Gäste treffen ein.

Zuerst Mr. Cleveland.

Der Governor von Illinois, der Mayor der Stadt, der Präsident der Ausstellung empfangen ihn. Reden und Gegenreden, Hurrahs, Musik. Geleitet von den „Husaren von Chicago“, gefolgt von einem Milizregiment, zieht er in seine treue Stadt ein. Alle Achtung vor dem Präsidenten-Ehrenmann, den die Vereinigten Staaten das Glück haben, an ihrer Spitze zu besitzen.

Zwei Stunden später der Herzog von Veragua.

Wiederum Reden und Gegenreden, Kanonenschüsse und Miliz. Heil dem Manne, der Geschlecht und Namen von Columbus bis auf unsere Zeit gebracht hat. Ob auch seine Züge? Darüber werde ich besser urtheilen können, wenn ich Montag bei der Ausstellungseröffnung den Herzog in der Nähe sehe. Jrgend einem Bilde des großen Entdeckers wird er wohl ähnlich sehen. Denn diese sind so verschieden, daß Jedermann irgend einem der Bilder des Columbus ähnlich sehen muß.

Noch ein dritter Ehrengast ist eingetroffen, gleichfalls mit Kanonen, Musik, Reden und Miliz empfangen — die alte Liberty-Glocke des Stadthauses von Philadelphia, die am 11. Juli 1776 um die Mittagsstunde die Erklärung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten einläutete. Wie andere große Sängerrinnen hat sie die Stimme verloren. Zwar nicht wie die Volksfage geht, an jenem großen Tage, sondern erst 1836 ist sie gesprungen, bei dem Leichengeläute eines Bürgers von Philadelphia. Aber Respekt vor ihr! Die Lerchenklänge der Freiheit, die am 4. Juli von ihr aufstiegen, haben eine neue Zeit eingeläutet, deren unschätzbare Wohlthaten wir alle genießen, welche die durch tausend Vorurtheile zu Boden gedrückte Menschheit wieder auf die eigenen Füße gestellt hat.

Vor ihr, der old liberty bell, ziehe ich den Hut! . . .

Am 1. Mai in der Worldsfair.

Chicago, 1. Mai.

. Grover Cleveland hatte seine Rede geendet. Breit und mässig stand er da, ein Felsenmann.

Dann ließ er seinen Blick einen Moment ausruhen auf dem wogenden Meer von schwarzen und braunen Hüten unter ihm, auf den weißen Riesenbauwerken, die den Blick aufnahmen und weiter leiteten über die goldene Freiheitsgöttin hinweg zu der Säulenhalle, hinter der der graue Michigansee brandet.

Nicht mehr bloß der Sprecher eines Volkes, sondern heute der der ganzen Menschheit, in ihrem unaufhaltfamen Marsch nach der Erringung der besten Daseinsbedingungen.

„Halten wir den Gedanken fest,“ so hatte er geschlossen, „der dieser Feier zu Grunde liegt, lassen wir uns die Bedeutung dieses Augenblicks nicht entschlüpfen. Wie durch eine Berührung die Maschine jetzt in Bewegung gesetzt werden soll, welche dieser großen Ausstellung Leben geben wird, so lassen unsere Hoffnungen und Ideale Kräfte in uns erwachen, die für alle Zukunft die Wohlfahrt, die Würde, die Freiheit jedes Menschenkindes erhöhen mögen!“

Ein kleiner Tisch stand vor dem Präsidenten, mit einer Flagge bedeckt. Auf einem mit blauem Sammet überzogenen flachen Gefäß zeichnete sich ein kleiner goldner,

schlüsselartig gebildeter Griff ab. Der Präsident hob ihn mit dem Daumen etwas von sich, der elektrische Schlag war ausgelöst, die Maschinen setzten sich in Bewegung und trompeteten renoministisch aus ihrer Halle, unzählige Flaggen gingen auf, — die Ausstellung war eröffnet.

Und aus der ungeheuren Masse erhob sich ein ohrenbetäubendes, orkanartiges wildes Heulen und Pfeifen — den Mitteln, mit denen amerikanische Volkshaufen ihre Begeisterung zu erkennen geben. . .

Der Europäer wird hier von einem Eindruck immer in den andern geworfen; Alles erscheint uns zusammenhanglos und widersprechend. In der ganzen Feierlichkeit lag, abgesehen von dem Auftreten des Präsidenten, auch nicht der geringste „Zug“. Von der Musik, die hinten im Administrationspalast aufgestellt war, brachte der Wind manchmal einige verwirrte Töne. Ich stand nicht zwanzig Schritte von der Estrade, auf der Alles vorging, aber das Brausen der Volksmassen war so stark, daß die rednerischen Vorgänge zur reinen Pantomime wurden. Von dem Gebet, das ein Reverend sprach, bemerkte ich nur die Bewegung seiner Lippen, von dem Gedicht, das eine junge Dame vortrug, nur das Ausgreifen ihrer Arme, von der Rede des Ausstellungspräsidenten Davis einzig sein selbstzufriedenes Lächeln. Die ganze Situation hätte komisch wirken müssen — aber mit einem Griff hatte sie Cleveland wieder in die Reihe gerückt. Seine Stimme ist tief, ausgiebig und geübt, ungeheure Massen zu beherrschen.

Ich benutzte die Zeit der Pantomime, um die Umgebung des Präsidenten näher zu mustern. Es waren seine Minister, die obersten Generale in dem Feldzug, der die demokratische Partei wieder an das Ruder gebracht, die jetzt die Früchte ihres Sieges einernten.

Jedes Volk hat seinen besonderen physiognomischen
Dernburg, Chicago.

Ausdruck; es ist nichts falscher als die Begriffe, die man sich in dem einen gebildet hat, bedingungslos auf das andere zu übertragen. Der Gesichtsausdruck der amerikanischen Männerwelt hat durch die rücksichtslose Entschlossenheit oder entschlossene Rücksichtslosigkeit, die sie charakterisirt, etwas entschieden hartes, oft etwas wildes bekommen. Trotzdem ruht ein Kern wahrer und echter Menschlichkeit regelmäßig unter dieser Hülle. Aber ich muß gestehen, daß selbst in dieser Umgebung mich die Gesichter der leitenden amerikanischen Staatsmänner auf das Neueste frappirten. In den Stürmen der politischen Kämpfe verwetterte Physiognomien! Ueber wie viele mußten sie schon hinweggestiegen sein, um auf diese Estrade zu gelangen, wo sie heute thronen. Die Gesichter bis in die kleinsten Züge ausgearbeitet, Verschlagenheit, Kühnheit, Troß in Auge und Mund. Wer mit diesen Männern zu thun hat, im Inland und Ausland, der mag sich in Acht nehmen. Sie und ihresgleichen, die ihnen nachfolgen, werden der Welt noch Manches aufgeben, und ich meine aus der Erscheinung dieser Männer einiges herauszulesen für die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts.

Ob unsere Staatsmänner in fünfzig Jahren ihnen ähnlich sehen werden?

Am „gemüthlichsten“ in dieser Gesellschaft nimmt sich noch der Bürgermeister von Chicago aus; grauer Vollbart, ein zerknitterter schwarzer Filzhut schief auf dem Schädel, eine falsche Aehnlichkeit mit dem verewigten Dichter Rudolf Löwenstein. Er treibt mit Jedermann seinen Scherz, mit dem Präsidenten, dem Gouverneur von Illinois, wie mit dem Herzog von Veragua, und ist immer der Erste, darüber zu lachen, häufig auch der Einzige. Aber er weiß, daß er sich das gestatten kann, und thut es eben.

Da sitzt denn auch der spanische Herzog von Veragua, ein kleiner, schwarzer Herr, aus dem die Amerikaner mit

Aufgebot aller Mittel versucht haben, einen „Star“ zu machen, der sich seiner Beschäftigung, Stiere für die Stiergefechte von Madrid zu züchten, entzogen hat, um hier die Familie des großen Entdeckers zu repräsentiren. Ihn zeichnen die aristokratischen Tugenden der Bescheidenheit und Rückhaltung aus. Ob noch andere? Darüber hat noch kein Amerikaner sich Rechenschaft geben können. Der junge, dunkle Gentleman an seiner Seite ist sein siebzehnjähriger Sohn, in der ganzen Haltung seinem Papa sehr ähnlich. Ob auch dem großen Entdecker Christoph Columbus? Die amerikanischen Blätter gefallen sich in der Behauptung, daß Ähnlichkeit mit einem beglaubigten Bilde herzustellen sei. Ich will diesen Glauben nicht stören.

Die Frau Herzogin ist eine kleine spanische Matrone; ihr schmales Gesicht schaute unter einem kleinen braunen Hütchen hervor, das von braunen und gelben Straußenfedern übernickt wurde. Sie trug eine braune und gelbe Seidenrobe, alte Spitzen und grüne Bänder. Am muntersten sah das Töchterchen daren, Maria del Pilar Colon y Aguilhera. Ob das gleich schwer auf eine Tanzkarte zu bringen ist, haben die Newyorker Herren das doch fertig gebracht, und weiß ich von bester Seite, daß Donna Maria del Pilar sich sehr gut spricht. Ihre schwarzen funkelnden Augen gehen fortwährend umher. Ihr Hütchen von gelbem Stroh war mit Straußenfedern eingefast und auf der Spitze von einem Busch rother Orchideen überschattet; ihre Robe war dunkelgelbe Seide, mit Spitzen eingefast.

Damit glaube ich von der Familie des edlen Herzogs unter Bezeigung vollständiger Hochachtung Abschied nehmen zu können . . .

Das Anlassen der großen Riesenfontaine, das einen Theil des Festprogramms bilden sollte, mußte noch ausgesetzt werden. Der Präsident mit seiner Gesellschaft begab

sich zum Frühstück in den Administrationspalast, fand aber, o Schmerz! die Tafeln bereits von ungebetenen Gästen besetzt. Ich bezweifle indessen keineswegs, daß die Herrschaften noch ihr Genüge gefunden haben. Ich selbst wandte mich zum Industriepalast, wo Cleveland sich die auswärtigen Kommissäre vorstellen lassen wollte. Auf dem Wege dahin drangen plötzlich die aus der Friedrichstraße so wohl bekannten Klänge preußischer Militärmärsche an mein Ohr: es waren die von dem weltbekannten „Konzert-Wolf“ zusammengestellten beiden Kapellen unter Leitung ihres Musikdirektors und Konzertmeisters. Berliner Freunde griffen mich unter den Arm, und so zog ich an der Spitze der Musik beim Klang der „Wacht am Rhein“ durch die weit geöffneten Thore des Palastes.

In hundertfältigem Echo gab der ungeheure Bau die Klänge zurück.

Wenn ich in meinen Berichten so viel und oft ausschließlich von deutscher Bethheiligung gesprochen habe, so geschah dies früher nicht aus Ueberschätzung des von den Deutschen Geleisteten, sondern nur in der Annahme, daß es die deutschen Leser in erster Reihe interessieren wird, und daß der unübersehbar große Stoff zunächst nur eine Auswahl zuläßt. Es wird mein Bestreben sein, dem von allen Nationen Gebotenen nach Möglichkeit gerecht zu werden. Wenn ich nun aber auch bei dieser Gelegenheit über die Deutschen nicht hinauskomme, so liegt es daran, daß die Abperrungsmaßregeln jeden an dem Platze festhielten, den er sich einmal erwählt hatte, und dann weil es falsche Bescheidenheit wäre, es zu verschweigen, daß die Art, wie die deutsche Ausstellung sich heute darstellte, den Glanzpunkt der Szene bildete. Alle Blätter bezeugen dies einstimmig. Selbst das franzosenfreundlichste Blatt Chicagos sagt, daß „France was only second to Germany“. Der

französischer Kommissar, ein guter Zeuge, trat auf einen meiner Bekannten zu: „Je vous felicite,“ sagte Mr. Kranz „c'est un brillant succès.“

Der erste Eindruck ist aber in vieler Beziehung der entscheidende und bleibende.

Der Industriepalast sollte leer gehalten werden. Aber eine ungeheure Menschenmenge hatte einen schlecht bewachten Eingang überwältigt und sturmfluthartig die Halle gefüllt. Zwei Kompagnien regulärer Infanterie, echt militärische Gestalten, drängten die Massen aus dem Hauptgang und schafften dem Präsidenten einen freien Weg durch die Halle.

Mit Einsetzung der letzten Kraft hatten die Deutschen ihren Palast in dem Palast zum vorläufigen Abschluß gebracht. Sie waren die Einzigen, die etwas annähernd Vollständiges, künstlerisch Gelingen, in dieser Art in dem Ausstellungswesen noch nicht dagewesenes zeigen konnten. Man könnte den Stil als Potsdamer Barock bezeichnen. Der Haupttheil weist zwei Pavillons auf, dazwischen ein Ehrenhof, nach der großen Mittelhalle durch drei Riesenthore geschlossen, Meisterstücke der Schmiedekunst von Armbruster in Frankfurt. Dahinter erhebt sich ein Mittelpavillon und in gewaltiger Höhe darüber, unter sich bunte Belarien, die Germania des Reichstagshauses von Begas. Das Ganze prächtig durch Vergolden, Emaille, Gemälde; gehoben durch grünen Pflanzenschmuck.

Der Ehrenhof soll zur Ausstellung der königlichen Porzellanmanufaktur dienen. Jetzt ist er noch leer. So konnten die beiden Kapellen rechts und links Aufstellung nehmen. Besonders prächtig präsentirten sich die frei imitirten Gardedivisiers in versilberten Adlerhelmen.

Die fremden Kommissare nahmen Aufstellung vor ihren Abtheilungen.

Das Hauptschauſpiel war natürlich um den Mittelthurm, wo Deutſche, Franzoſen, Engländer und Amerikaner zuſammenstoßen. Die Franzoſen ſind noch ganz unfertig, die innere Einrichtung ihrer Abtheilung ſcheint mir ganz vortrefflich und der deutſchen vielfach überlegen, in der die Regierung ſich den Löwenantheil allzukräftig geſichert hat. Sie hatten indeſſen ſehr wenig zu zeigen, und die Marinehorniſten, die beim Herannahen Clevelands Fanfaren blieſen, konnten den Eindruck nicht viel erhöhen. Die engliſche Ausſtellung iſt als Ausſtellung am weitesten, aber eindruckſlos gruppiert. Die engliſchen Kommiſſare kamen behaglich vom Frühſtück, als Cleveland bereits ihre Abtheilung paſſirt hatte. Sie ſchüttelten dem Präſidenten gemüthlich die Hand und gingen ihrer Wege. Sie haben offenbar ihre Art für ſich Uncle Sam zu behandeln und vermuthlich eine wohlverprobte.

Die große Mittelpforte ſprang auf, die Kapellen intonirten ſchmetternd das „Heil Columbia“, daß wieder der ganze Bau tönte. Der Reichskommiſſar Geheimrath Vermuth geleitete den Präſidenten in den Ehrenhof, darin dieſer mit republikaniſcher Bonhommie eine Art Cercle abhielt und ſich die leitenden Perſönlichkeiten der deutſchen Ausſtellung, ſoweit ſie gegenwärtig waren, vorſtellen ließ.

Cleveland äußerte ſich ungemein anerkennend über die Verdienſte der Deutſchen um die Ausſtellung; ſie haben bekanntlich alle anderen fremden Nationen nachgezogen und ihre Bethheiligung iſt bei weitem die ſtärkſte.

Cleveland ſah ſich immer wieder erſtaunt und lächelnd um. Ich habe mir dieſes Lächeln ungefähr ſo überſetzt: „Zieh' einmal dieſe Deutſchen — haben ſich ja verflucht angeſtrengt — wollen uns wohl imponiren? Na! ſchadet nichts — wir bleiben ihnen doch über!“

Ich wünsche, er hätte auch gedacht: „Wir wollen ihnen etwas den Weg freimachen.“

Aber da fallen mir die Staatsmänner ein, die ich noch eben um ihn gesehen und die alle vom Stamm Nimm zu sein scheinen.

Und meine Hoffnungen sanken wieder . . .

Aus der öden Stadt.

Chicago, 17. Mai.

Unter einem gewaltigen Zusammenlauf von Menschen ist vor vierzehn Tagen die Ausstellung eröffnet worden. Seitdem liegt sie in ernster fröstelnder Dede da.

Die größte Seltenheit auf der Worldsfair ist der Besucher. Denn was wollen diesen riesigen Verhältnissen gegenüber acht-, neun-, zwölftausend Menschen besagen, wie die offiziellen Listen sie ergeben! Alles soll hier riesig werden, auch die Einsamkeit und Verlassenheit. Das ist nun einmal das Programm.

Die Gründe für diese Erscheinung? Sie sind theils innerlich, theils äußerlich. Der Amerikaner ist gewohnt, alles zu improvisiren, er weiß sich alle Kräfte dienstbar zu machen, welche die Naturschätze dieses Landes, das Wissen der alten Welt und das Können der neuen ihm zu Gebote stellen — er improvisirt eine Bahn, eine Stadt, einen Staat, eine Ausstellung. Nur Gines läßt sich nicht improvisiren — der Kulturzustand einer Bevölkerung, der sie genutz- und verständnißfähig macht gegenüber einer solchen Ansammlung von Herrlichkeiten. Eine Ausstellungsbevölkerung muß erzogen werden. Was würde diese Ausstellung in Berlin sein!

Die äußeren Gründe der Dede im Ausstellungsraum liegen vor Allem in der Ungunst der Witterung.

Ein Freund von mir, der einige Meilen landwärts nach dem Lake Superior gefahren war, kehrte eilends zurück. Er hatte den See noch spiegelglatt gefroren und die Ufer im Schnee steckend gefunden. Im ersten Mai-Drittel! Für eine Frühlingsausstellung ist dies Klima nicht gemacht.

Dann aber ist die Ausstellung trotz aller Bemühungen noch in einem recht unfertigen Zustand. Auch das, was schon schaubereit ist, leidet unter der Installationsarbeit der Nachbarschaft, unter der Kistenverfammlung, die es von allen Seiten belagert.

Das mag Manchen zurückhalten.

Und doch was ist hier nicht Alles schon zu sehen!

Die guten Tage für die Ausstellung sind hier, wie allenthalben in der Welt, die Sonntage, das heißt, sie könnten es sein.

Nur daß die Ausstellung bis jetzt gerade an den beiden Sonntagen geschlossen blieb!

Zu den zwanzig Millionen Dollars, die die erste Einrichtung der Ausstellung kostete, hat der Kongreß zwei und eine halbe Million beigetragen. Er hat daran die Bedingung geknüpft, daß die Ausstellung am Sonntag geschlossen bleibe. Die Verwaltung in ihrer Finanznoth hat das Geld genommen, jedenfalls schon mit dem Gedanken, in einer oder der anderen Weise über die Sonntagsbarriere hinwegzukommen. Aber die Sonntagsfanatiker halten stramm, und die Versuche, an der Barriere zu rütteln, haben bis jetzt nur einen wüthenden Widerstand hervorgerufen.

Nun ist die Verwaltung auf folgenden Gedanken gekommen. Sie schlüpft unter der Barriere weg. Die Ausstellung, so behauptet sie, besteht aus den Ausstellungsbauten mit Inhalt. Diese müssen geschlossen bleiben. Aber

der Park, der die Bauten umgiebt, ist durch die Klausel nicht betroffen. Also öffnen wir nächsten Sonntag den Park und die Schaustellungen der Midway-Plaisance die „Vogelwiese,“ zum halben Preis! Das wird möglicherweise durchgeführt werden, obgleich die erboften Mitglieder der nationalen Aufsichtskommission mit militärischem Einschreiten drohen. Die Kneipen offen und der ernsthafte Theil der Ausstellung zu. Alles das zu größerer Ehre der Sonntagsheiligung und des Kongreßbeschlusses. Die Rathsverammlung von Schilda könnte nicht weiser handeln.

Am letzten Sonntag Vormittag bin ich durch die schweigende, weiße Stadt gegangen. Auf den Steinplatten der gewaltigen Quais der Seeseite hörte ich meinen eigenen Fußtritt und dann das leichte Aufklatschen der leise herangehenden Wogen. Und, Ironie des Schicksals — es war einer der seltenen Tage, an denen man die Sonne sehen konnte. Der Nebel verzog sich — breit und behaglich legte sich der blendende Schein auf die weiße Pracht der Paläste, auf die glitzernden Lagunen, die grünen Rasenflächen.

Das ist poetisch, das ist zauberhaft — aber es ist keine Ausstellung.

Die Beförderungsmittel von der Stadt zur Ausstellung sind in dem großen Stil gedacht und ausgeführt, der dieser selbst zu Grunde liegt. Die Illinois-Centralbahn hat ihr Versprechen eingehalten, neue Linien einzurichten, die in ununterbrochener Folge Züge auf den Ausstellungsplatz werfen können. Ein Centralbahnhof entleert die Außenzüge, die Dampfschiffahrts-Gesellschaft hat einen Kanal von einer englischen Meile Länge und einer achtel Meile Breite angelegt. Das Bett für unübersehbare große Menschenströme ist gegraben, die das Ausstellungsbecken füllen sollen, aber es liegt trostlos trocken da. Ich fuhr dieser Tage mit einem schönen neuen Schiff nach der Ausstellung, es hat Raum für

fünfzehnhundert Passagiere. Wir waren noch keine zwanzig an Bord!

Die Chicagoleute rechnen darauf, daß das im Laufe des Sommers ganz anders werden wird, wenn sich erst einmal die Millionen der amerikanischen Bevölkerung in Bewegung setzen.

Mag sein.

Etwas aber, was diese Ausstellung niemals in einem Menschen hervorrufen wird, ist das Gefühl der Behaglichkeit. Ich weiß nicht, ob der Amerikaner überhaupt von der Existenz einer solchen Gefühlsmnuance einen Begriff hat, jedenfalls hat er die Bethätigung derselben für seine Ausstellung nicht einmal versucht.

Zuerst sind die Transportmittel auf dem Ausstellungsgebiet selbst durchaus ungenügend. Es existirt zwar eine Cirkularbahn um die Grenzen der Ausstellung, aber sie ist durchaus unpraktisch, sie hat ihre Fahrten wieder unterbrochen. Auf den Alleen und Prachtstraßen des Parks selbst gehen keine Bahnen, offenbar sollte der architektonische Eindruck nicht geschmälert werden. Das einzige Behikel sind Fahrstühle, auf denen man sich durch die Ausstellung rollen lassen kann; aber ganz abgesehen von dem hohen Preis, trifft das gar nicht das allgemeine Bedürfnis. Man will nicht auf seine freie Bewegung verzichten, nur den Raum, so weit er unnütz und leer ist, wünscht man zur Schonung seiner Kräfte aufgehoben zu sehen. So ist man schließlich auf seine eigenen Füße angewiesen; die höchsten Ansprüche werden an sie gemacht.

Und dann die Verpflegung! Man kann kaum sagen, daß sie auf dem Ausstellungsplatz selbst — abgesehen von dem Annex der Midway-Plaisance — existirt. O naffes Dreieck am Lehrter Bahnhof! O ihr reizenden Restaurants im Schatten des Eiffelthurms!

Nichts davon ist hier, gar nichts. Kein angenehmes Café, keine anmuthende Kneipe. Nur ein paar seltene Abfütterungsstätten, unhold, unwirthlich, mit phantastischen Preisen, Lokale, in die man nur unter dem Zwange äußerster Noth eintreten mag.

Die Architektur ist hier bis zu den äußersten Grenzen gegangen, die ihr bis jetzt erreichbar waren. Die Bildhauerkunst hat ihr würdig nachgeeifert und hat die Welt der Bauten mit einer Bevölkerung geflügelter und ungeflügelter Bewohner ausgestattet. Aber es scheint, als wäre die Ausstellung ausschließlich auf die Geflügelten berechnet; Erscheinungen, die kein wahrnehmbares Bedürfniß zum Setzen haben, Flügel zum Fortbewegen und keine Mägen mit Ansprüchen, geschweige denn Kehlen besitzen; auch nimmt man keinen Platz bei ihnen wahr, an dem sie etwa ein Portemonnaie unterzubringen wünschen könnten. Besäßen sie aber Mägen und Portemonnaies in der Größe, die ihren sonstigen Verhältnissen entsprächen, so wären sie wohl die geeigneten Gäste für die Restaurants des Ausstellungsplatzes.

Ist es theuer in Chicago?

So allgemein gestellt läßt sich die Frage schwer beantworten.

Die Leute, die von den Fremden leben wollen, hatten vor Wochen einen gewaltigen Anlauf zu Phantasiepreisen gemacht. Sie haben gegenüber der Seltenheit der Besucher und deren Widerstand, die Preise zu zahlen, erheblich zurückstecken müssen. Indessen behauptet man, daß ein Zuschlag von 33 Prozent im Allgemeinen durchgeführt ist. Man kann in einer Stadt wie Chicago nur mit Vorsicht wohnen und speisen. Je nach den Garantien, die man fordert, daß das Haus trocken sei und nicht zusammenbreche — eine Gefahr, welche namentlich bei den neuen Weltausstellungs-hotels sehr nahe liegt — bemessen sich auch die Preise. Das drückt sich in

den Rechnungen der berühmten alten Hotels aus. Am wenigsten vertreten ist das Mittelgut, nach dem der deutsche Durchschnittsreisende am liebsten ausschaut — entweder Restaurants mit den Ansprüchen erster Pariser Restaurants oder Kutscherkneipen u. s. w. Als Buffalo Bill mit seinen wilden Westlern in Berlin war, knüpfte ich Bekanntschaft mit einem seiner Boys an. Er faßte den Eindruck, den ihm Berlin machte, in die Worte zusammen: „Eine großartige Stadt. Für zwei Mark kann ich mir hier schon einen Kausch kaufen, der mich drüben zwei Dollars kostet.“

Dieser Maßstab hat in Chicago noch eine annähernde Richtigkeit, auch für mehr nüchterne Menschen.

Sollte mich Jemand von meinen Landsleuten konjunktieren, ob er zur Ausstellung herüberkommen soll, so wäre ich in einiger Verlegenheit. Zum Lernen — ja und dreimal Ja! Zum Genießen — nein!

Bringt die Ausstellung etwas wesentlich Neues zur Darstellung? Man kann das nur in der Architektur und allgemeinen Anordnung mit einem bestimmten Ja! beantworten. Was die ausgestellten Gegenstände betrifft, so ist der Maßstab, den die letzte Pariser Ausstellung gab, nicht wesentlich überschritten. Es ist das wenigstens die Ansicht der Fachleute, die ich bis jetzt gesprochen habe. Das Frappanteste für den Deutschen bleibt allerdings immer noch das Auftreten der Deutschen als Ausstellungs nation. Ich will damit der Selbstbeweihräucherung, die unter den Deutschen um sich zu greifen scheint, allerdings nicht das Wort reden. Ich halte die Chicagoausstellung für eine vortreffliche Vorlehre für die große deutsche Ausstellung. Es war absolut richtig, daß wir hierher gegangen sind — aber den vollen Beweis für das, was wir können, müssen wir in Berlin liefern. Noch ist das, was wir leisten, eine oft seltsame Mischung von dem feinsten Kunst- und Stilgefühl mit

Halbheit, Unentschiedenheit und Barbarenthum. Aber wie ich schon in meinen ersten Berichten festgestellt habe, es beginnt sich ein Stil in den deutschen Erzeugnissen zu zeigen, der sich den Weltmarkt erobern kann. Es wäre eine Schwachmüthigkeit sondergleichen, die Vortheile, die wir in der Hand haben, kampflös den Franzosen zu überlassen.

Die Fortschritte, welche die Mechanik in den letzten vier Jahren gemacht hat, konzentriren sich auf dem Gebiete der Elektrotechnik. Hier wird vor Allem eine Vergleichung mit der Frankfurter Ausstellung interessant. Daß hier von Amerikanern Kraftmaschinen aufgestellt sind, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat, dürfte den äußersten Punkt des hier zur Schau gestellten Fortschrittes bezeichnen.

Frappirend ist aber auch hier wieder die Gleichgültigkeit der Bevölkerung gegenüber jener tiefgehenden Antheilnahme ganz Süd- und Mitteldeutschlands, die die Frankfurter Ausstellung zu einer intensivsten Volksschule gestaltete, welche jemals geschaffen worden waren.

Der Frauentag.

Chicago, 18. Mai.

An die Weltausstellung sollen sich in ununterbrochener Folge eine lange Reihe von wissenschaftlichen Kongressen anschließen. Mehr Fragen werden hier aufgeworfen, als die Gesamtheit der Weisen dieser Welt irgend beantworten kann.

Womit ich allerdings die Weisheit der wissenschaftlichen Abtheilung der Ausstellung, die diese Fragen stellt, nicht bezweifelt haben will.

Am ersten auf dem Platz sind natürlich die Frauen.

Seit Anfang der Woche tagt in einem halbfertigen Bau an dem Seeufer in der Stadt the worlds congress of representatives womans.

Eine große Halle ist in dem Bau aufgezimmert. Sie faßt ungefähr vier bis fünf Tausend Personen. Montag Vormittag elf Uhr sollte hier der Frauentag eröffnet werden; aber schon nach neun Uhr war der Raum von Tausenden von eifrigen Frauen gestürmt worden. Zum Glück befindet sich gleich daneben noch eine andere ähnliche Halle auf drei bis vier Tausend Personen berechnet. In dieser wurde alsbald eine overflow-Versammlung, ein Duplikat der Hauptversammlung, improvisirt. Auch dieser Raum war alsbald gefüllt. Und dann wogte es noch in

dem ganzen Bau von Frauen, die sich in einer oder der anderen Weise betheiligen wollten.

Wie einsam war es lange Jahre um die Führerinnen der Frauenbewegung, und jetzt marschiren sie an der Spitze so kolossaler Heerhaufen kampfbereiter Frauen! Das war in Amerika gerade so, wie es in Deutschland war, und zum Theil noch ist. Wie fest schien die Weltordnung gefügt, soweit sie das Verhältniß von Mann und Frau betrifft. Ist sie bereits in das Wanken gekommen? Man könnte es beinahe glauben, wenn man diese freien Schaaren in ihrem Bewußtsein unaufhaltbaren Erfolges sieht.

Die Männerwelt hatte damit begonnen, die Köpfe zu schütteln und halb mitleidig zu lächeln. Denjenigen, die im Besitze sind, erscheint ja überall die bestehende Weltordnung vollkommen verständig und unantastbar. Als die Sozialdemokratie im Namen der arbeitenden Klassen sich zuerst meldete, war man noch mehr erstaunt als enttäuscht über die Ansprüche der Massen, für die in den geltenden politischen Systemen kein Platz war. Sie haben sich diesen Platz erobert, und eine neue Theilung der sozialen und politischen Macht eingeleitet. Nun sind die Frauen da. Das, was ihre Führerinnen erstreben, ist schließlich noch viel grundstürzender als das ausschweifendste sozialdemokratische Programm. Denn sie lehnen sich gegen das auf, was man bis jetzt als ein Naturgesetz betrachtet hatte.

Als ich über die dichtgedrängten Massen hinweg sah, die sich in der Washingtonhalle bis in die Höhen der letzten Galleriereihen hinaufthürmten, mußte ich einer Freundin gedenken, jetzt schon Jahre verstorben, der trefflichen, weitbekanntem Schriftstellerin Luise Büchner aus Darmstadt. Ich pflegte ihre scharfsinnigen Argumente nach Erweiterung der Frauenrechte stets mit dem Satz zu Boden zu schlagen: „Wo kein Kläger ist, ist kein Richter.“ Sie antwortete

gelassen: „Warten Sie ab.“ Und nach dem, was ich hier gesehen, scheint der Erfolg für sie zu sprechen. Die Kläger haben sich in dichten Haufen gemeldet; angeklagt ist hier die ganze Männerwelt.

Ich muß gestehen, daß diese Prophetinnen einer neuen Weltordnung auf mich einen befremdenden Eindruck machten; es fiel mir schwer, ja unmöglich, mich in ein inneres Verhältnis zu ihnen zu setzen. Die Beziehungen, in denen die Geschlechter stehen, sind ja keine Verstandesbegriffe; sie sind die letzten Ergebnisse unzähliger innerer Erlebnisse, instinktiver Empfindungen, festgekeilter Traditionen. Alles das hat in diesen Räumen für die Haltung der Frau den Männern gegenüber seine Geltung verloren; von einem Unrecht der Menschheit geht sie aus, kühn und selbstbewußt proklamiert sie sich als Rebellen gegen das, was uns als unerschütterliche Tradition erschien.

Forstchend, und wie man einem neuen Phänomen gegenübersteht, betrachtete ich nun diese Erscheinungen. Freilich, von oben herab gesehen, war es zunächst ein wogendes Blumenmeer. Die Hüte, welche die Frauen hier trugen, sind alle mit Blumen in den kräftigsten Farben dicht bedeckt: Rosen, Nelken, Flieder, Chrysanthemum. Zu den Gesichtern aber war nichts Blumenhaftes zu sehen, keines, an das Heine sein berühmtes Gedicht hätte anknüpfen können. Aber auch kein gleichgültig dreinschauendes Gesicht — alle Schattirungen von der lebhaftesten Erregung bis zum stillen, aber hartnäckigen Fanatismus der Ueberzeugung.

Die Beobachtung der Masse hielt mich noch mehr gefesselt als die der Führerinnen. Bei den letzteren spricht allzuviel mit, was das reine Experiment beeinträchtigt: die Selbstgefälligkeit und Schauspielerei, die von dem öffentlichen Auftreten einmal unzertrennlich sind. Bei den

Nedeneugeübten Beklommenheit und Angst, bei den „Stars“ die Lust des Spieles mit Worten und das Siegesbewußtsein, die Stimmung der großen Versammlung zu lenken, wie der Reiter das Roß. Aber diese gläubige, überzeugte, entschlossene Gefolgschaft bewegten mich.

Im Alter waren sie der großen Mehrzahl nach über vierzig; in den Jahren, wo das, was den Mann zu dem jungen Weib zieht, mehr und mehr sich verwischt; wo der Durchschnittsmann die Durchschnittsfrau kaltblütig zu dem alten Eisen zu werfen pflegt. Aber gerade in diesem Alter muß bei der Frau sich das Bewußtsein geltend machen, daß in ihr noch ein anderer Werth steckte, als der, sich die Gunst der Männerwelt zu erwerben. Die durch das Leben geschärften geistigen Kräfte verlangen eine Bethätigung, die Gefinnungen, die sich erzogen haben, wollen sich in Thaten umsetzen. Die amerikanische Frau sieht ihre Altersgenossen in unzähligen Beziehungen des öffentlichen Lebens sich hervorthun. Sie fragt, warum sie davon ausgeschlossen sein soll. Und sie hat beschlossen, sich ihren Antheil zu erobern.

Die Frauenbewegung in Deutschland hat einen vorherrschend ökonomischen Charakter, sie ist auf Erweiterung der Existenzmöglichkeit berechnet. Diese Bewegung geht einen bescheidenen Schritt, aber sie ist von den dauerhaftesten Kräften getrieben, von dem Zwang der Noth in dem Kampf um das Dasein. Die amerikanische Frauenbewegung trägt vor Allem einen politischen Charakter, einen ethischen Zug in sich. Die Stellung der Frau soll nicht blos zu ihrem eigenen Nutzen gehoben werden, das ganze Gemeinwesen, ja die Welt soll die Früchte davon ziehen. Eine neue Zeit soll aus dem gesicherten Einfluß der Frau auf die öffentlichen Angelegenheiten erwachsen.

So präsentiren sich denn auch die amerikanischen Reformerrinnen nicht als Hilfesuchende, wie in Deutschland, sondern als Begründerinnen und Führerinnen einer großen politisch-sozialen Partei. Da ist Frau Palmer, die Königin im Bienenstock am Michigansee, eine stolze Erscheinung in der Pracht ausgezeichneter Toiletten. Ihr zur Seite steht die englische Gräfin Aberdeen, welche die ganze Kunst aristokratischer Darstellung ausübt, deren purpurfarbened Sammetgewand den Eindruck der Hoheit hervorrufen soll, wenn auch ein gnädig-freundliches Lächeln ihn zu mildern bereit ist. Die große Mehrzahl der anglo-sächsischen Rednerinnen erschien in ausgesuchten Toiletten; die Zeitungen beschreiben dieselben bis in die letzten Details. Dagegen fiel die bescheidene Unscheinbarkeit auf, in welcher die deutschen Vertreterinnen sich darstellten. In Deutschland gilt so etwas als selbstverständlich, bei den Amerikanern brachte es fast unbewußt die Empfindung von etwas Machtlosem, Untergeordnetem hervor.

Eine kaum übersehbare Fülle von Themen und Reden! Die Rednerinnen zeigten durchgängig ein ganz ausgesprochenes Redetalent. Leichtigkeit der Diktion, Sicherheit des Auftretens, rednerischen Schwung und manchmal einen ergötzlichen Humor. Aber welch' eine unendliche Perlenkette hochklingender Gemeinplätze, wie unendlich selten ein neuer Gedanke, ein kühner Griff in das Reale! Eine optimistische Traumwelt ist regelmäßig der Hintergrund der Ausführungen. Nur wenn das Gefühl der Zurücksetzung zum Ausdruck kommt, wenn der Uebermuth und die Unbedeutendheit der Männerwelt geißelt werden, dann kommt ein originaler Zug in die Rednerei.

Auch die Reform der Kleidung spielt eine Rolle in den Verhandlungen. Die vornehmen Ladies, die das Ganze

leiten, betrachten das vermuthlich nur als eine Spielerei; ein mehr demokratischer Theil dagegen nimmt diese Sache ernstlich und knüpft an die alte Bloomertracht an, die von einigen Damen probeweise angelegt und vorgeführt wurde. Auf diesem Gebiete wäre dem Frauengeschlecht eine Verbesserung hoch zu gönnen. Aber wenn es selbst mit dem Widerstand der Männer fertig werden sollte, die geheimnißvolle Sphynx bleibt doch unüberwindlich, die man Mode nennt, und deren forschendem, prüfenden Auge die kühnste Frau nicht zu widerstehen vermag.

Als ich den Versammlungen in den Hallen innerhalb der Stadt beigewohnt hatte, fuhr ich nach der Ausstellung, um in der Frauenabtheilung, dem Womans building, den Reden auch die Thaten gegenüber zu stellen.

Es thut mir aufrichtig leid, dieser Ausstellung ein gutes Zeugniß nicht ausstellen zu können. Glanzpunkte darin sind einige gute Bilder, ein Selbstportrait der Frau Parlaghy, eine glänzende Farbenhappodie von Hermine v. Preuschen. Die Frauenabtheilung ist die unfertigste von allen; was man sieht, im kleinen Stil, fast Alles unbedeutend, gar Manches, was man in Berlin „miserig“ nennt. Wenn die Frau sich im Reden dem Manne hier gewachsen gezeigt hat, so ist sie im Schaffen so unendlich hier zurückgeblieben, daß der Vergleich schmerzhaft ist. Dabei halte ich mit der Behauptung nicht zurück, daß eine Frauenausstellung in Deutschland ein ganz anderes, ein unendlich wohlthuenendes und kräftigeres Bild weiblichen Schaffens gezeigt hätte. Auch das kann ich nur auf die inneren Gegensätze in der Frauenbewegung in Amerika und in Deutschland zurückführen.

Dagegen sah ich auch im Womans building die

Steinhalle dicht gefüllt und hatte noch Gelegenheit, einem ungemein lebhaften Vortrag einer Dame zu lauschen, welche die Geschichte der Neuzeit von dem Standpunkt unerkannt gebliebener großer Frauenthaten beleuchtete! . . .

La Rabida.

Chicago, 20. Mai.

Unweit der Stadt Palos in Spanien, drei Meilen vom atlantischen Ozean, liegt das Franziskanerkloster La Rabida auf einer fahlen Hochebene. Ein kleiner unscheinbarer, weißgestrichener Ziegelbau, anscheinend dazu bestimmt, namenlos in der Welt zu gehen, ist durch die Beziehungen, in welche er zu einem großen Genie trat, einer der Brennpunkte der Weltgeschichte geworden.

Dort hat Columbus in den schwersten Stunden seiner Existenz Gastfreundschaft, Hilfe und, was für ringende Geister das Erquickendste, Sympathie und Verständniß gefunden.

Die Ausstellungsmänner in Chicago haben ein genaues Konterfei des Klosters auf einer Landzunge erbaut, die in den Michigansee hineinreicht. La Rabida wird sprachlich erklärt als ein arabisches Wort, das Vorposten bedeutet. Als ein Vorposten in der Vorwärtsbewegung der Menschheit hat es sich wirklich erwiesen, und auch auf dem Ausstellungsgebiet nimmt es sich wie ein Vorposten aus. In seiner ärmlichen, schmucklosen Gestalt ein frappanter Gegensatz zu den Prachthallen und Palästen der Ausstellung, die sich nirgends imposanter darstellen, als gerade von La Rabida aus gesehen, und doch der nothwendige Vorgänger

für die Möglichkeit ihrer Existenz. Auch soweit ein Vorposten.

In der Kapelle, dem Kreuzgang, dem Refektorium und den Zellen des Klosters sind sorgfältig alle erreichbaren Reliquien und Dokumente zusammengetragen, die sich auf das Leben des Columbus und seine Entdeckungsfahrten beziehen, unschätzbare, unersehbliche Originale und getreue Nachbildungen. Mit freigebiger Hand haben die öffentlichen Institute und Privatsammlungen der alten und neuen Welt zu dieser einzigen Sammlung beigetragen. Selbst der meist unzugängliche Vatikan hat seine Schränke geöffnet und Urkunden von welthistorischer Wichtigkeit beigezeichnet; namentlich die famose Urkunde, in der Papst Alexander VI. Borgia die Welt wie einen Apfel zerspaltete, die eine Hälfte Portugal, die andere Spanien zutheilte. Dafür steht denn auch sein marmornes Bildniß da, mit den dicken sinnlichen Lippen, dem müden und verächtlichen Zug um die Augen; der Vertreter des Karnevals der Renaissancezeit. Aber gerade ohne ihn wäre das Gesamtbild jener merkwürdigen Zeit unvollständig geblieben.

Namentlich ist das, was von Bildnissen des Columbus und von den Gemälden, die sich mit seinen Erlebnissen beschäftigen, erreichbar war, hier zusammengetragen. Man kann die Geschichte der großen Entdeckung hier beinahe wie etwas Miterlebtes studiren.

Es ist für uns Kinder des Ausgangs des neunzehnten Jahrhunderts eine Sache von tiefgehender Schwierigkeit, sich in die Anschauungen des Ausgangs des fünfzehnten Jahrhunderts zu versetzen. Die historische, philosophische, naturwissenschaftliche Kritik, die uns alle bewußt oder unbewußt beherrscht, die Tradition und Glauben auf immer beschränktere Gebiete zurückdrängt, hatte damals kaum angefangen. Selbst den Vorkämpfern des Fortschritts, den

Geistesheroen mischt sich überall ein Zug bei, der uns heute kindlich, fast kindisch anmuthet. Welche kritiklos phantastische Anschauung hatte Columbus noch über die Gestalt der Erde, wieviel mystische Thorheit findet sich noch in seinem großen Zeitgenossen Kepler. Aber durch diese mystisch verworrenen Nebel fällt ein Strahl neuer Erkenntniß, genialer Inspiration, und der endliche Sieg des Lichtes ist gesichert!

Daß Christoph Columbus eine im hohen Grade komplizirte Natur war, das ergibt sich schon aus der großen Verschiedenheit der Bildnisse, die von ihm hier zusammengetragen worden sind. Geschulte Pinselführer, geistreiche Menschenbeobachter haben sich bemüht, die Züge des Entdeckers festzuhalten; aber fast ein Jeder hat etwas Anderes daraus herausgelesen.

Der Mythos, der sich in der Volksseele seine großen Männer bildet, strebt immer nach dem Einfachen. Man sehe sich nur Friedrich II. von Preußen an, wie er in der Volksgeschichte als alter Fritz lebt. Fast alle Züge der populären Sage von Columbus sind historisch falsch, aber beinah jeder ist in einem höheren Sinne wahr. Die Geschichte von dem Ei besagt, daß es der gesunde Menschenverstand war, der gegen den Widerstand überwichtiger Gelehrten einer einfachen Wahrheit zum Siege verhalf. In der Fabel vom Matrosenaufstand unmittelbar vor der Landfindung symbolisirt sich der verzweifelte Kampf, welchen Columbus zur Durchführung seiner Entdeckung führen mußte, in dem Kreuze, das ihm die Maler in die Hand gaben, tritt der kirchliche Tiefgrund des Wesens des Columbus hervor. Aber der einfache, tapfere, edle, schwärmerische Mann, den sich der Volksmythos zurecht gemacht hat, war Columbus sicher nicht, so wenig wie der alte Fritz treuherzig und Napoleon gutmüthig war.

Ich proponire den Gelehrten der Handschriftenentzifferung, sich hier in den Schriftzügen des Christoph Columbus zu versuchen, die ganz verschiedene Schriftführung wird ihnen zwar Schwierigkeiten verursachen, aber nach der charakteristisch entschiedenen Art, wie sich diese Züge darstellen, bin ich überzeugt, daß die geistige Physiognomie des Columbus daraus wesentliche Erhellung finden kann. Nur werden sie darauf gefaßt sein müssen, daß sich bei diesem seltenen Mann scheinbar ganz unvereinbare Züge zusammenfinden.

Christoph Columbus war ein Genuese. Damit hatte er schon ein Erbgut an Verschlagenheit, Zähigkeit, Gewinnsucht und rücksichtslosem Egoismus. Er war künstlerisch begabt, ein Mann, der die Dinge mehr durch Intuition im Ganzen und Großen vorerkannte, als daß er sie sich aus den Einzelheiten zusammenraisonirte.

Zwei große Entdecker unserer Tage sind durch ganz verschiedene Motive getrieben worden. Stanley suchte Abenteuer, journalistischen Ruhm — und Elephantenzähne. In Nordenfjöld arbeitete der Drang nach Wissen, nach Feststellung vorgeahnter Thatfachen.

Columbus war mehr Stanley als Nordenfjöld.

Wie ein moderner Erfinder, der ein Patent verkaufen will, zog Columbus von Hof zu Hof. Er war von vornherein entschlossen, seine Idee nur zum höchsten Preise loszuschlagen. Und dieser Preis war geradezu phantastisch gestellt. Die lebenslängliche erbliche Würde eines Admirals in den neu zu entdeckenden Gebieten, mit den Vorrechten eines Großadmirals von Castilien, Macht und Titel eines Bizekönigs, der zehnte Theil des Gewinnes von den Erzeugnissen jener Länder, ein achtel Antheil an dem Gewinn aller Handelsunternehmungen — die Urkunde Ferdinands und Isabellens, in der ihm dies Alles zugewilligt wurde,

liegt in La Rabida im Original vor. Eine schöne Gründerrechnung! Kein Erfinder oder Bankier der Neuzeit hat etwas Aus- und Durchgreifenderes aufgestellt. Dabei schlug er die Taktik ein, welche die Gründer katholischer Banken in unseren Tagen mit so viel Erfolg angewendet haben, er legte zwei Samen aus und steckte an den einen als Lockspeiße die Ausbreitung des katholischen Glaubens, an den anderen das magische Wort: Gold.

Als er seinen Herrschern und Auftraggebern nicht genug Gold nach Hause senden konnte, sandte er indianische Sklaven, wie Stanley, die schwarzen Menschenhaufen, die sich ihm in den Weg stellten, rücksichtslos zusammenschließen ließ.

Ueber wie viel unmenschliche Greuel, über welch namenloses Elend ist die Eroberung der neuen Welt für die weiße Rasse gegangen. Wie anders würde die Geschichte lauten, wenn sie von den Besiegten geschrieben worden wäre. Aber der Erfolg ist die Logik der Weltentwicklung. . .

Das Konterfei des Klosters La Rabida am Michigansee ist heute Zeuge zweier großer Thatfachen. Die eine ist, daß der Versuch, die neue Welt für die spanische Rasse und die Herrschaft Roms zu erobern, mißglückt ist. Die neue germanische Weltherrschaft mit allen ihren ethischen Konsequenzen wurde hier für alle übersehbare Zukunft gegründet. Die andere Thatfache ist, daß diese neue Welt in der That in dem Zeichen des Geldes, unter der Herrschaft des Dollars steht. Die riesenmäßige Entfaltung des Kapitals in den Vereinigten Staaten bezeichnet dieselben als die Stätte des heftigsten Zusammenstoßes zwischen Kapital und Menschenarbeit, den die Welt je gesehen hat. Unter die Großthaten des Dollars, die auf seiner guten Seite verzeichnet werden, gehört die Begründung und Durchführung dieser Ausstufung.

Die weißen Zelte, unter denen Vereinigten Staaten-Marineinfanterie lagert, gruppieren sich um das Kloster. Mannschaft mit aufgepflanztem Bajonett hält in den Räumen des Klosters allenthalben Wacht. Nirgends wird der Besucher schärfer beobachtet und mißtrauischer verfolgt als hier. Die Verwaltung kennt die außerordentliche Verantwortlichkeit, die sie durch Zusammenbergung eines solchen Urkundenschatzes übernommen hat, wie die unüberwindliche Besitzgier des fanatischen Sammlers. Der Himmel möge Jeden vor dieser Leidenschaft bewahren; sie hat schon mehr Opfer gefordert, als selbst das Spiel. Und wenn mich auch nicht die geringste Gier nach solchen Schätzen überhaupt oder gar hier anwandelt, so lege ich doch wie zur Selbstkontrolle die Hände auf den Rücken

Nirgends ragt die spanische Welt auch nur annähernd so beherrschend in das Ausstellungsgebiet, wie hier in La Rabida. Es ist so viel von dem panamerikanischen Charakter der Chicago-Ausstellung gesprochen worden; ich habe bis jetzt davon auch keine Spur entdecken können. Der Interessensphäre, deren Mittelpunkt Chicago ist, liegt das spanische Amerika ganz fern. Die Blicke gehen hier lediglich ostwärts, nach Newyork, London, Berlin, Paris, sowohl was die kommerziellen als ethischen Interessen betrifft. Die Ausstellungen der lateinischen Amerikaner sind kaum über die allerersten Anfänge hinaus. Und wenn sie in ihrer Vollendung auch dem großen Ganzen einige besondere Züge zufügen werden, so werden sie dessen Charakter doch nie bestimmen können. In der großen Industriehalle bereiten die Spanier einen Pavillon vor, der den Dom von Cordova zurückrufen soll. Eine bescheidene Behausung, grundverschieden von der zu Paris entfalteten renommiistischen Pracht, ist von dem verfrachten Argentinien

errichtet worden. Von Mexiko, Brasilien und dem Rest habe ich überhaupt noch nichts zu Gesicht bekommen.

Der Panamerikanismus ist jedenfalls zur Zeit weder eine handelspolitische Thatsache, noch ein Theil der Volksüberzeugung, noch ein Charakterzug der Chicago-Ausstellung.

Mr. Jemie.

Chicago, 23. Mai.

Fast auf allen Gebieten stehen die Deutschen in der ersten Reihe; sie konkurriren mit um den ersten Preis. Auf einem Gebiet aber fällt hier jeder Wettbewerb gegen sie fort — sie sind hors de concours — das ist die Musik. Denn auch die Musik haben die allumfassenden Yankeees in das Bereich ihrer Weltmesse hineingenommen.

Zwei Riesen-Konzerthallen sind an zwei Punkten der Ausstellung errichtet — dann noch eine Anzahl Musikpavillons. Ein Orchester von hundertfünfzig ausgesuchten Instrumentalisten bildet den Stamm. Öffentliche und bezahlte Konzerte finden jeden Tag mehrfach statt und ein Programm, das bis zum Schluß der Ausstellung reicht, ist entworfen, in dem erste Kräfte zweier Welten auftreten, in dem der ganze musikalische Schatz der Zeit zur Ausstellung gebracht werden wird.

Fast ausschließlich deutsche Werke. Wenn hier und da der Name eines ausländischen Meisters erscheint, so ist er wie ein vereinzelter Gast in einer großen Familie.

Wenn die deutsche Musik so konkurrenzlos durch die Bahn geht und einige amerikanisch-chauvinistische Stimmen, die sich gegen das deutsche Monopol wendeten, ungehört verhallen, so hat sich doch eine heftige Opposition gegen

den Leiter des musikalischen Theiles der Ausstellung erhoben, die zu charakteristisch für hiesige Zustände ist, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte. Dieser Leiter ist Herr Thomas, soviel ich weiß, ein Deutschamerikaner, ein Selbmademan, der ohne gelehrte Vorbildung und von unten anfangend, sich den Weg in die erste Reihe und vielleicht an die beste Stelle amerikanischer Musikdirigenten erkämpft hat.

Seit Wochen tobt ein gewaltiger Streit, der natürlich auch in den Zeitungen ausgefochten wird, ob Herr Thomas gehen muß oder bleiben soll. Wer der Unsterblichen erregte den Hader? Es war Paderewski, der dicht- und goldgelockte Klavierpieler, der verzogene Liebling der amerikanischen Frauenwelt. Aber hinter den goldenen Locken und den unendlich ausgreifenden Fingern des Künstlers hielt sich die Kriegsgöttin Bellona verborgen, die den noch in voller Blüthe stehenden Haß zwischen Newyork und Chicago wegen der Weltausstellung entfacht hat.

In demonstrativer Weise hatten die Pianoortefabrikanten von Newyork verkündet, daß sie mit ihren Erzeugnissen die Ausstellung der befehdeten Stadt nicht beschicken würden. Und zur Befriedigung der Klavierbauer des Westens haben sie dies ihr Wort eingelöst, auch als der Erfolg der Weltausstellung gesichert erschien und die Newyorker Demonstration sich gegen ihre eigenen Urheber wendete. In dem ersten Konzert der Weltausstellung, dem Eröffnungskonzert, sollte Paderewski als Star erscheinen. Der Künstler steht zu dem Welthause Steinway in besonderen Beziehungen. Er ist kontraktlich verpflichtet, in seinen amerikanischen Konzerten nur auf Flügeln der Steinwayschen Manufaktur zu spielen. Es hat sich dies als ungemein gute Reklame erprobt und, wie die Zeitungen melden, hat die Steinwaysche Firma für die Einführung der Paderewskischen Konzerte enorme

Summen ausgegeben, für Anzeigen, wie es heißt, allein 60 000 Dollars.

Natürlich führte Paderewski auch nach Chicago einen Steinway'schen Flügel mit, Honorar begehrte er allerdings nicht. Als aber die Klavierfabrikanten Chicagos und des Westens erfuhren, daß der Virtuose auf einem Instrument der feindlichen Fabrik spielen würde, da ergriff sie ein heftiger Zorn, der aus dem verletzten Chicagoer Lokalpatriotismus seine tiefsten Farbentöne zog. Wie! so hieß es, soll jetzt jene Firma, die unsre ganze Ausstellung zu Schanden machen wollte, nun auf ihr die höchste Ehre und die stärkste Reklame erhalten? Undenkbar. Es regnete nur so wüthende Proteste und fulminante Zeitungsartikel. Alle Behörden, welche die Ausstellung beherrschen — und es giebt deren eine überraschende Menge — wurden aufgefordert, einem solchen Attentat auf Chicagos Ehre entgegenzutreten. Auch traten sie alle darüber in Verhandlung. Die ganze Presse schied sich in Organe für und gegen Paderewski, denn dieser blieb dabei! entweder gar nicht zu spielen oder auf einem Steinway'schen Instrument. Während die Paderewski-Frage aber auch in laugen Leitartikeln und stürmischen Comité'sitzungen behandelt wurde, hatte Herr Thomas schon die Frage gelöst. Er hatte das Paderewskikonzert einfach stattfinden lassen, natürlich auf dem Steinway'schen Flügel.

Paderewski zog ab; aber der Groll wandte sich nun gegen Herrn Thomas. Und es fand sich rasch ein Punkt, an den er anknüpfen konnte. Einer der Harfenisten der Thomasi'schen Kapelle hatte an eine Chicagofirma geschrieben, er werde sich für ihre Harfen nur weiter interessieren und diese in den Ausstellungskonzerten gebrauchen, wenn ihm alsbald eine Anzahl Instrumente zur Disposition gestellt und für jedes auf seine Anregung oder Vermittelung verkaufte Instrument eine angemessene Kommission bezahlt

werde. Die Harfenfirma veröffentlichte dieses Schreiben, das allerdings von einem sehr vorgekehrten Geschäftsgeist im Reich der Löwe zeugt. Das Schreiben wurde alsbald gegen Thomas benutzt. Die Nationalkommission, welche von den Vereinigten Staaten gestellt ist, rief Thomas vor ihre Schranken. Dieser weigerte sich zuerst zu kommen und behandelte dann die Herren sehr karg. Er wisse nichts von dem Schreiben des Harfenisten; es sei ihm ganz gleich, wer die Instrumente seiner Musiker liefere, wenn sie nur gut seien. Darauf forderte die Nationalkommission Herrn Thomas auf, seine Stelle niederzulegen. Dies Schreiben harret heute noch auf eine Antwort. Wenn nicht die Thatfache eine Antwort ist, daß er gestern das erste Konzert in der neueröffneten Festivalhall dirigirte. Privatim erklärte er, er kenne die Herren von der Nationalkommission garnicht; er sei von dem Direktor von der Lokalkommission angestellt. Und diese wollen Herrn Thomas offenbar nicht fallen lassen. Auch verjochten sie dabei ihren maßgebenden Einfluß gegenüber der Nationalkommission.

Dem die ganze Verwaltung der Ausstellung ist ein nicht abreißen der Kompetenzkonflikt; mehr als auf irgend einem Punkte der bewohnten Erde wird jetzt im Bezirk der „Weißen Stadt“, der Ausstellung, zwischen den Ausstellungsorganen, Beamten und Ausschüssen in Schreibereien gethan. So ist es auch mit der Frage der Sonntagsöffnung; die Nationalkommission ist dagegen, die Ausstellungsdirection ist dafür. Die Befehle kreuzen sich fortwährend. Sie wird geöffnet. Sie bleibt zu. Bis jetzt ist das sogenannte letzte Wort noch nicht gesprochen, und in der That ist bis jetzt Sonntags geschlossen geblieben.

Gestern brachte mich Mr. Zemmie in die Festivalhall. Ein Wagnerkonzert mit der Materna als Star.

Alle in Amerika reisenden Künstler kennen Mr. Zemmie;

er ist das Faktotum der Impresarios und ihrer Künstler. Es ist ein kleiner Mann mit einem runden freundlichen, grau eingefassten Gesicht und schwärmerischen Augen. Er war ursprünglich Bagagemeister bei der Eisenbahn, aber ein unwiderstehlicher Trieb hat ihn zur Künstlerwelt hinübergeleitet. Seine fürsorgende Gewandtheit macht die verwickeltesten Künstlerfahrten in dem amerikanischen Eisenbahnlabyrinth zu einer Vergnügungstour. Die Plätze sind bereit, die Zimmer im Gasthof belegt, das Gepäck geordnet, die Zeitungen sind unterrichtet, die Reporter im Gange, Alles, was sich auf Wagen, große und kleine Kränze bezieht, vorgeforgt — und wenn der erste Geigenstrich ertönt, steht Mr. Semmie mit verklärtem Angesicht da und lauscht und erregt sich, und wie ein zündender Funke fällt sein Beifallsruf, auch das eifrigste Konzertpublikum mit sich fortreißend.

O, Mr. Semmie!

Er ist kein unbedingter Wagnerianer. Aber er läßt den Meister gelten. Für die Amerikaner der Komponist, der am meisten bei ihnen macht, der sie packt und fortreißt. Es ist kein musikalisch gebildetes Volk, sagt er, die Achseln zuckend. Doch die Leute, die immer auf Eisenbahnen fahren, begreifen am besten seine Tempos und Effekte.

In der That, welch ein gewaltiger Faktor in der deutschen Kulturmacht ist doch dieser unser Meister. Eine Nation nach der anderen unterwirft er sich; wie jetzt die Franzosen und die Amerikaner. Wie mit Katapultenstößen dringen seine Fanfarenklänge in die unmelodischsten Gemüther, sein gewaltiges Pathos packt uns erschütternd, seine sentimentale Romantik rührt, erweicht uns. Man bringe doch diese italienischen Realisten, von denen im Winter so viel bei uns die Rede war, in den Konzertsaal dicht an Wagner heran. Was würden sie dieser Menge, die sich in der Festivalhalle drängt, zu sagen haben, was sind ihre

kleinen Gesten neben dem heroischen Siegertritt, mit dem Wagner in die Gemüther einzieht!

Herr Thomas erscheint. Er wird mit demonstrativem Beifall empfangen. Er hat mehr von Bülse wie von Bülow. Das Orchester, das er dirigirt, ist ganz vortrefflich, das Zusammenspiel tadellos, die Pianos zart und in einer gewissen Verhülltheit hoch originell, Kraft und Feuer fehlen nicht — aber doch mangelt etwas Legtes, das Fluidum, das aus der Genialität des Dirigenten in sein Personal hinüberspringt, so daß auch das Abgespielteste wieder wie eine Improvisation erscheint. Ruhe und Festigkeit drückt sich in der kräftigen hohen Gestalt des Herrn Thomas vor Allem aus.

„Da kommt die Materna,“ ruft mir Mr. Zemmie zu, und die kleinen Neuglein leuchten schon.

Gewaltigen Schrittes kommt die Künstlerin über das Nodium gezogen. Eine amerikanische Toilette, Sammet und Atlas, goldverziert, huldigt dem hiesigen Geschmack. Zuversichtlich steht sie da, und die schelmischen Augen mustern unbefangen und lächelnd den gefüllten Saal.

Zum ersten Mal ist ein wohlbesuchtes Konzert in der Ausstellung zu Stande gekommen, während alle früheren an dem Generalleiden der hiesigen Ausstellung, der Menschenlosigkeit, frankten. Sie hat Wetterglück, die Materna, einer der ersten erträglichen Frühjahrsstage, ein Nachmittagskonzert, bei dem Alles vom Wetter abhängt.

Von dem Singen der Materna brauche ich nichts zu sagen. Ich habe sie noch nicht besser gehört. Wie eine Orgel, nein, wie drei Trommeten beherrschte ihre Stimme den Saal, als sie den Opfertod der Brünhilde sang. Das Publikum war dankbar, begeistert, ein ganz amerikanisches Publikum; es blickte sich leuchtenden Auges an, als suche jeder im Auge des anderen den Widerschein seiner Empfindungen. Aber die Blumen fehlten, fehlten ganz und gar.

„Bei Gott, eine tapfere Frau,“ jagte Mr. Zemmie, als wir den Saal verließen. „Haben Sie bemerkt, wie sie darauf losging, als wollte sie eine Batterie nehmen. Ich sage Ihnen, eine Künstlerin!

Und er schloß die Augen, wie um innerlich noch einmal das Alles zu genießen.

Indessen ich störte diese feinen Seelenerregungen.

„Mr. Zemmie,“ jagte ich, „was war der größte Succesß, den Sie bei Ihrer Künstlerbegleitung konstatiert haben?“

„Wenn Sie Geldsuccesß meinen,“ erwiderte Mr. Zemmie, in die Gegenwart zurückkehrend, „so hat keiner vorher und nachher gemacht, was Strauß gemacht hat. Ich rechne achtzigtausend Dollars. Wenn er nur erst begonnen hatte, fingen die Amerikaner schon an, auf ihren Sitzen zu tanzen. Sarasate und d'Albert! Das sind Künstler. Diese Feinheit! Aber zu fein für hier — großer artistischer Succesß, aber Geldsuccesß — no Sir! Baderewski, der macht es sich schon mit seinen Locken und mit seinem Drauffschlagen. Einmal ließ sich d'Albert los — in Pittsburg —, er zer= schlug beinah das Klavier. Ich sagte zu ihm: Ich habe Sie nie so schlecht spielen hören, Herr d'Albert. Aber an diesem Tage hatte er den größten Beifall.“

„Und die Patti?“ frug ich.

Er lächelte spöttisch. „Die Patti stellt sich hin mit ihren Diamanten und dann flötet sie home sweet home und die letzte Rose. Dann geht Alles befriedigt fort: sie haben die Patti gehört. Sie geht herunter; aber ein Konzert von ihr ist immer noch viertausend Dollars werth.“

„Kinderrei,“ fuhr er fort. Er war ordentlich böse, dann wurde er wieder gerührt. „Sie können es mir nachsagen, wer die größte Künstlerin ist, die ich je gehört habe; der Gesang in seiner höchsten Vollendung, das ist der von Lilli Lehmann. Und immer feiner, immer edler, wenn

sie wiederkam. Aber sie war krank, sehr krank, wie sie diesmal wegging.“

Ich konnte Mr. Zemmie beruhigen, daß es der großen Sängerin wieder gut geht, daß sie bei ihrer Villa im Grunewald mit eigener Hand den schönsten Garten herausarbeitet und daß sie sich mit dem Vortrag der Bungert'schen Lieder ein ganz neues Genre geschaffen hat.

„Frau Lilli Lehmann,“ sagte Mr. Zemmie, „ist auch geschäftlich ein Succes — sie ist ein bißchen streng in Geldsachen. (Es war wohl das aus der Seele des Impresario gesprochen.) „Da ist noch eine große Sängerin, die ich neben Lilli Lehmann stelle, das ist Marianne Brandt. O, welcher Genuß, sie zu hören. Aber in Geldsachen — wie ein Kind — davon verstand sie gar nichts, und danach ging es ihr auch.“

Wir gingen die Midway-Plaisance entlang, das Gedudel der türkischen Musikanten aus dem türkischen Dorf traf Mr. Zemmies Ohr. Er zuckte schmerzhaft zusammen.

„Sollte man es für möglich halten,“ hauchte der philosophische Bagagemeister, „daß derselbe Gott diese Menschen gemacht hat wie die Lilli Lehmann und die Materna.“

„Dafür sind wir auf einer Weltausstellung,“ entgegnete ich ihm.

Die Eröffnung des deutschen Hauses.

Chicago, 24. Mai.

Der Frühling ist da! Ich bin diese Nachricht um so mehr meinen Lesern schuldig, als ich sie ja genugsam mit dem entsetzlichen Wetter, unter dem wir hier litten, behelligt habe. Diese Nacht ist der Frühling ausgebrochen. Nachdem es gestern sehr warm gewesen war, gab es in der Nacht einen Gewittersturm mit starkem Regen. Kladderadatsch, pardanz — da war der Frühling da. Noch gestern konnte ich jenseits der Ahornallee, die sich vor meiner Wohnung hinzieht, das gegenüberliegende Haus deutlich erkennen. Heute Morgen war es hinter dem herausgetriebenen Grün wie hinter einer Salouise verschwunden.

Nun ist auch die Landschaftsgärtnerei im Ausstellungspark zu ihrem Rechte gekommen. Sie hat ganz Meisterhaftes geleistet, die natürlichen Vortheile des Terrains sind künstlerisch ausgenützt. Mein Freund John Booth in Berlin pflegt mit gerechtem Stolz zu sagen, daß kein Architekt so verrückt zu bauen vermag, daß es der Landschaftsgärtner nicht in die Reihe zu rücken vermöge. Hier im Jacksonpark war die Aufgabe, die großen architektonischen Wirkungen in keiner Weise zu stören, nur den grünen Rahmen diskret um das herrliche Bild zu ziehen. Und das ist geschehen.

So hat denn die Ausstellung einen Reiz mehr gewonnen. Ich hatte gestern das Vergnügen, eine maßgebende Autorität im Ausstellungswesen, Professor Lessing aus Berlin, auf seinem ersten Umgang durch den Jacksonpark zu geleiten. Der tiefe, überwältigende Eindruck, den er empfand, rief mir die erste Stunde zurück, die ich nun schon vor Wochen hier erlebt habe. Damals lag noch Alles in einer chaotischen Unordnung da, wie sie auf einer großen Baustelle im Unwetter zum Ausdruck kommt. Man mußte durch Moräste wandern, zwischen Fuhrwerken von Arbeitsleuten sich durchwinden, tausend Dinge hinweg und tausend hinzu denken. Aber schon damals sprach diese stolze Schöpfung eine Sprache, die die Seele fortriß, sie geradezu in einen Taumel versetzte. In diesem Taumel schrieb ich meinen ersten Bericht. Ich habe keine Idee mehr, was ich geschrieben habe. Meine Berliner Freunde müssen geglaubt haben, daß eine Art Störung über mich gekommen sei. Und heute kann ich nur gestehen, daß, was ich auch gesagt habe, mein Urtheil unter der Wahrheit geblieben ist. Hier hat sich architektonisch etwas Wunderbares vollzogen!

Damals wehte nicht nur die Luft kalt und eifig über den Michigansee, auch die Temperatur der Menschen war eifig, ihr Blick durch Ausstellungsforgen und Mühlen getrübt. Und ich fiel mit meinem superlativen Enthusiasmus wie in ein Eisbad. Ich habe es gewagt, meine Empfindungen rückhaltslos zu äußern — heute theilt sie hier alle Welt, und ich erinnere mich des bekannten Spruches von Talleyrand: *Craignez le premier mouvement, car c'est le bon.*

Ich unterlasse es auch heute, in eine Detailschilderung dieser edlen weißen Paläste einzugehen, wie sie sich so selbstverständlich an den stolzen Quais zu unendlich wechselvollen Bildern gruppiren. Das hieße einer Statue des Phidias

mit Anatomie beikommen wollen. Die Kritik wird dies und jenes Detail beanstanden. Hier ist auf die Gesamtwirkung gearbeitet, und sie ist erreicht. Möge kein Architekt, der es ermöglichen kann, versäumen, seine Seele und seine Begriffe durch diesen Anblick zu erweitern, und mögen die deutschen Regierungen nochmals in ihre Taschen greifen und Schaaren von Architekten hierher senden. Dies Geld wird sich reichlich bezahlen . . .

Die Eröffnung der Ausstellung durch Präsident Cleveland war eigentlich mehr ein symbolischer Akt; er ging und ließ die Ausstellung in vollendeter Unvollendetheit zurück. Seitdem sind wir in das Stadium der kleinen Eröffnungen und Enthüllungen getreten. Kein Tag, an welchem nicht irgend ein Spezialhaus, eine Spezialausstellung enthüllt wird. Das heißt, man ruft zusammen, was man hier die repräsentativen Männer nennt, Ausstellungsleiter, Kommissare, Konsuln, Spitzen der Gesellschaft, natürlich auch die Preßvertreter. Man zeigt ihnen, was gemacht worden ist, daran schließt sich ganz unvermeidlich ein Frühstück oder ein Nachmittagstrunk, irgend ein kulinarisch-alkoholischer Genuß. Ich kenne Leute, die jeden Morgen unter ihren Briefen framend sich fragen: Was enthülle ich heute? Das heißt, wo frühstücke ich? und die sich um keinen Preis dieser repräsentativen Pflicht entziehen würden.

Was wird da nicht alles enthüllt! Eine Touristenhütte mit Tyroler Panorama (sehr gut gemacht), ein Transportgebäude als Ausstellung eines Tyroler Reisevereins. Der Vatikan und Petersdom. Ein maurischer Palast (famoses Panoptikum der Gebrüder Castan), Hagenbedcks Löwen. Das deutsche ethnographische Museum im deutschen Dorf. Die Stollwerkische Germania, acht Meter hoch, aus bester Schokolade (o süße Göttin). Die Staßfurter Kainitausstellung, vortreffliche Bildhauerarbeit von Westphal in

Berlin), das Illinoisstaatshaus, das englische Viktoriahaus, das indische Theehaus. Ich könnte meine ganze Korrespondenz hier ausschreiben. Das einzige Gute bei der Sache ist, daß ich in Folge der Leistungen der hiesigen Stadtpost und der Verwickeltheit der Adressen die meisten Einladungen ein oder zwei Tage nachher erhalte.

Die feinste Sache, die ich in dieser Linie noch mitgemacht habe, war heute die Einweihung des „deutschen Hauses“. Ursprünglich war für dies Haus der schreckliche Name „deutsches Repräsentationsgebäude“ geplant. Ich glaube, es erscheint noch unter dieser Bezeichnung in den Rechnungen der Reichskommission und zwar für einen ganz erklecklichen Betrag. An dem mannhafteu Einspruch des Preßauschusses des Reichskommissars ist dieser barbarische Name gescheitert. „Reichstagsgebäude!“ rufen die Schaffner der Pferdebahn auf der Leipzigerstraße immer mit Nachdruck, als schmecke ihnen das Wort besonders gut. Warum nicht Reichstagsgehäuse mit Reichstagsgetreppc und Gethüre!

„Deutsches Haus!“ das klingt besser, und es ist in der That ein spezifisch deutsches Haus. Baumeister Radke ist der Meister. Bis jetzt ist den Deutschen hier Alles geglückt, was sie unternommen haben. Dies deutsche Haus war in seinem Plane doch eigentlich ein Wagestück. Denn es ist keine einheitliche Komposition. Eine ganze Reihe von Motiven ist zusammengetragen aus Bauten in Nürnberg, in Augsburg, in Alschaffenburg, ich weiß nicht alles woher. Es hätte sehr gut mißrathen können. Nun aber steht es in Folge dieser Zusammensetzung, zwischen der einförmigen improvisirten Neuheit der anderen Staatshäuser so historisch erwachsen, so ungewollt heraus, daß die Architektur zurücktritt und man nur an den malerischen Effekt denkt. Und dieser ist ganz vortrefflich. Das Haus hat einen hohen

spitzen Thurm mit einer Uhr, goldene Ritter schmücken den Giebel, Glocken hängen darin. Dann ist eine Kapelle da; zwischen dem Verputzten tritt das Holzwerk heraus; eine trauliche Holzgalerie; die Hauptwand ist von oben bis unten bemalt. Etwa so wie Sedlmayr in der Friedrichstraße, schwungvoll kühn und doch gemüthlich. Märchenpoesie, Heraldik, Ritterromantik, das schlingt sich um die bunten Wappen der Einzelstaaten, die sich zu Füßen des Reichsadlers gruppiren. Eine schöne, wohlgelungene Arbeit, den widerwilligen Elementen geradezu abgerungen. Max Seliger aus Berlin, der dies Werk schuf, hatte Gelegenheit, nicht nur seine Kunst zu zeigen, sondern auch seine Ausdauer. Wenn der eifige Wind über den See kam, wenn der Mörtel, wie ihn eben der Maurer gestrichen hat, halb gefroren von dem Pinsel schon in Angriff genommen wird, da ist es doch eine andere Sache, auf dem Gerüste zu malen, als in dem Atelier zu hantiren. Da konnte nur der Gedanke helfen: Es muß sein.

Die Glocken auf dem Thurme läuteten. Aus dem Innern des Baues drangen schmetternde Fanfarentöne. Zwischen dem Haus und dem im Sonnenschein glitzernden See drängten sich durch die dichten Menschenhaufen die geladenen Gäste. Ueber die stattliche Vortreppe gelangt man in eine offene Halle. Ein Diener in der neuen kaiserlichen Hoflivree vertheilt die Programme. Schon ist die große Halle gefüllt, sie gestattet den Durchblick nach der hinter ihr gelegenen gothischen Kapelle, die mit Heiligenbildern und sonstigen Gegenständen des katholischen Kultus geschmückt ist, in welche das Licht durch bunte Scheiben fällt. Auch sonst überall gemalte Fenster. Die Halle sein in grau und braun abgetönt. Auf der Seite das Empfangszimmer des Reichskommissars Wernuth; ein wahres Schatzkästchen, eine Ausstellung des deutschen Kunstgewerbes im Kleinen.

Dort steht also Herr Wermuth und schüttelt den tausend Menschen, die nach und nach bei ihm vorbeipassiren, die Hand. Alles ist heute da, was um und in der Ausstellung einen Namen hat. Denn nichts ist so erfolgreich als der Erfolg. Und die Thätigkeit des Geheimen Rath's Wermuth ist ein Erfolg, und zwar nicht bloß ein sachlicher, sondern auch ein persönlicher, das wiederholt die ganze Ausstellungsleitung, die Chicago-Deutschen, alle Zeitungen. Sein Benehmen ist einfach, frei, entgegenkommend. Der Bureaukrat, der ja irgendwo stecken muß, ist in Deutschland zurückgeblieben. Er weiß, was er will, und führt es mit Nachdruck und Entschiedenheit durch. Allen kann er es natürlich nicht recht machen; schon aus physikalischen Gründen. Denn den Raum, den er dem einen Aussteller giebt, die Zeit, die er ihm widmet, kann er anderen nicht gewähren. Hier haben wir den richtigen Mann auf dem richtigen Posten, und heute ist sein großer Tag . . .

Wenn man so jeden Tag zwischen den Schöpfungen von Menschengestalt und Menschenhand herumgeht und sieht das Alles zu einer Großthat vereinigt, so kommt es einem doch recht kläglich vor, wenn man sich sagen muß, daß man gar nichts dazu geleistet hat. Doch da sind die deutschen Buchhändler. Sie haben die große Nebenhalle für die Ausstellung ihrer Verlagswerke eingeräumt erhalten; eine ganze Bibliothek baut sich in den Ständern der Halle und der sie umziehenden Galerie auf. Die hohe Stufe, auf der die typographische Kunst und neuerdings auch das Buchbinderwesen steht, kommt hier zur Geltung. Den Inhalt der Bücher muß hier jeder auf Treu und Glauben nehmen. Aber das Ganze imponirt. Und auch ich fühle mich im Bewußtsein, ein Rädchen an dieser Maschine zu sein, gehoben. Auch der Verleger einiger meiner unsterblichen Werke, Julius Springer in Berlin, ist da und hat seinen

Verlag ausgestellt. Zu meiner unfäglichen Freude bemerke ich, daß gerade vor seinen Ständern die Menge sich drängt, zu dichten Knäueln anwächst, wie eine Mauer steht. Ich fühle es zwar, das gilt mir nicht allein, sondern der ganzen Schaar von Gelehrten und Schriftstellern, die Julius Springers Verlag in die Unsterblichkeit hinüberleitet.

Aber ich bin doch dabei! Endlich gelange ich zu der verdienten Anerkennung. Meine Amerikafahrt ist nicht fruchtlos gewesen. Noch mehr! Man scheint den Platz förmlich stürmen zu wollen. Ein geradezu erhabener Zug in dieser Versammlung . . .

Mit bescheidenem Stolze sehe ich um mich. Ich wachse förmlich. Nun seht Ihr, was ein deutscher Schriftsteller ist, den Julius Springer verlegt!

Da muß ich zu meiner Beschämung wahrnehmen, daß es nicht die Buchausgaben der Springerschen Firma sind, die diese Menge elektrifiziren. Ach nein! Gerade vor ihnen hat man das Büffet errichtet, es ist die Ausgabe von Eiscreme, von Maiwein und Sandwichs und Salaten, die sich hier vollzieht und die die Menschen in Athem hält.

Ausgabe drängt sich hier an Ausgabe, die Auflagen folgen sich unaufhörlich und sind schon beim Erscheinen verzerrt, wenn der Vorrath auch unerschöpflich erscheint, sie werden geradezu vom Publikum verschlungen. Aber immer neue Hände strecken sich danach aus. Dieser buchhändlerische Erfolg übersteigt alles Dagewesene. Ich fürchte, man wird ihn auf dem Montbijouplatz nie sehen . . .

Der Maiwein ist nach bewährtem Rezept gemischt. Der Herzog von Veragua probirt den Trank, findet ihn nach seinem Geschmack und präsentirt ihn seiner Tochter, die mit einem kräftigen Zug ihr Glas leert. Inzwischen ist der Erbe von Columbus schon zum Bier übergegangen; ich glaube,

nach dem ersten Ansetzen ist in dem Deckelkrug nicht mehr viel übrig geblieben.

Alle Achtung!

Die Gardekorpsstrompeter auf der Galerie erlangen besonderen Applaus mit Fanfarenmärschen, die sie auf langen, mit zierlichen Wappenfahnen geschmückten Drommeten abblasen; es ist ganz international hier, aber Alles in die eigenartig deutsche Weise getaucht. Die Deutschen von Chicago jubeliren. „Einen Zoll höher fühlen wir uns alle heute.“ Auch ist aus ihren Reihen ein schöner Preis vertheilt worden; Assessor Berg, ein Assistent von Geh. Rath Bermuth, der in dessen Geiste arbeitet, hat sich mit dem reizenden Töchterchen eines hiesigen leitenden Deutschen, Herrn Halle, verlobt. Und nach amerikanischer Sitte, die die Frauen überall auf den ersten Platz rückt, repräsentirt sie heute bereits Deutschland mit.

Gleich eine Braut in dem neuen deutschen Haus, das ist doch auch ein gutes Zeichen . . .

Die hiesigen Deutschen tragen sich mit dem Plan, das deutsche Haus zu erhalten und zu einem dauernden Monument des Deutschthums in Chicago zu gestalten; sie sind die Männer dazu, dies auszuführen.

Nachschrift: Eben verbreitet sich die Nachricht, daß die Sonntagsausstellung doch zugelassen wird. Ein Sieg des neuen Geistes. Das macht dieses Land so groß, daß hier schließlich doch immer die Vernunft siegt und die Rake auf ihre vier Pfoten fällt.

Die Versammlung der Veteranen.

Chicago, 26. Mai.

Die Weltausstellungen haben ihren Stab und ihre stehende Armee. Dieselben Männer findet man um sie vereint, ob diese Ausstellungen nun in London, Wien, Paris oder in Melbourne und Chicago sich vollziehen. Von den Kommissaren der Regierungen durch die Aussteller und Schausteller, die Verkäufer und Schlangenbändiger hindurch — es sind immer dieselben, die sich überall begegnen. Auch ein beträchtlicher Theil der Waaren, der sogenannte Ausstellungsplunder, mit ihren weitgereisten Schränken ist derselbe. Und auch die Kritiker sind dieselben. Wie sollten wir nicht von überall dieselben Artikel schreiben? Gleichgiltig, ob das nun von London, Paris oder Chicago aus dem Publikum passirt; — Bronzen, Keramik, Kunstgewerbe — wenn diese und ähnliche Worte ertönen, so hat der Leser nur die Mühe, aus dem Datum des Briefes herauszulesen, wo diesmal unser Feiertasten aufgestellt ist.

Dann erklärt er sich mit Recht für ausstellungsmüde!

Ach! es sind das noch ganz andere Wesen.

Die Kunsthalle der Chicagoausstellung ist eine der gelungensten Bauten im Jacksonpark, sowohl was Schönheit, als was Zweckmäßigkeit der Anlage betrifft. Vier große Hallen in eine große Rotunde gruppiert — vortreffliche

Räume zur Aufstellung von Bildhauerwerken, daran anschließend Galerien und Säle wohl beleuchtet, nicht zu groß noch zu klein, die ermüdende Eintönigkeit vermeidend mit günstigen Licht- und Wandverhältnissen. Der Bau ist solide aus Ziegelsteinen hergestellt und verdient, dauernd erhalten zu werden.

Achttausend Kunstwerke und mehr sind in ihm vereint. Achttausend! Wie viel Mühe, Beobachtung, Kunst, wie viel Aufschwung, Gedankenarbeit und Poesie steckt in jedem einzelnen von ihnen. Wie viel Freude und Belehrung birgt ein jedes, wenn man sich ihm ungestört hingiebt.

Aber ein einzelner Mensch unter achttausend Kunstwerken! Das ist überwältigend; mir war es in der Mitte, als müßte ich stillstehen und um Hilfe schreien.

Dem das Kunstwerk giebt ja nicht bloß, es fordert, — Du mußt ihm von Deiner Seele geben, wenn es sich beleben soll. Und so wirken diese achttausend Kunstwerke wie so viel Sauginstrumente an den Sinnen und der Seelenkraft des Beschauers, und wenn er nicht mit dem blöden Auge und dem dumpfen Sinn des Galeriepöbels durchmarschirt, so kommt er am anderen Ende an, ausgeschöpft, zerflattert; in seinem Kopf wirbelt es in Buschem Schraubenzieherwirrwahl von Farbenklegen und Bildersegen.

Sinnige Beobachter haben für den Besuch der Münchener Galerien die Regel aufgestellt: immer einen Kunstgegenstand, dann zwei Glas Bier. Sie haben damit ihre geistige Gesundheit gerettet. Aber achttausend Kunstwerken gegenüber verzweifelt man auch an der Durchführung dieses Rezepts.

In dieser Chicagoer Kunsthalle kam es in letzter Nacht, als die Columbiawächter sich entfernt hatten und die Thüren geschlossen waren, zu einer eigenthümlichen Szene.

In die große noch unvollendete Mittelrotunde sah man

gespensterhaft ganze Züge von bemalter Leinwand schlüpfen, ihre Rahmen hinter sich her schleppend. Portraits, Genrestücke, historische Bilder und Landschaften, Heiliges und Profanes, nackte Weiber, Nonnen und pelzbemäntelte Patrizier. Es waren die Veteranenbilder der Ausstellung, von ihren Regierungen zur Ausstellung geschickt und jetzt hier vereint, die sich zu einem Proteste und Entrüstungsmeeting versammelten. Auch Statuen fanden sich ein; ganz hinten kam noch ein armer athemloser Schnellläufer und eine thönerne Maria ohne Füße.

Den Präsidentenstuhl nahm ein Engländer ein. Ich nenne keine Namen, obgleich die Bilder sich unter sich nach dem Namen ihrer Meister anriefen, wie Bediente vornehmer Häuser sich nach ihren Herrschaften zu nennen pflegen.

Der Engländer war ein sehr würdevoller Herr mit langem Vollbart und in full dress. Eine Menge von Medaillen, die der Leinwand angingen, zeugten von der ungestörten Reihe von Erfolgen, die er erlitten hatte.

„Ich glaube,“ sagte der Engländer, „daß ich das wenig beneidenswerthe Vorrecht habe, das mich zum Alterspräsidenten dieser erlauchten Versammlung beruft. Meine Regierung sendet mich hierher als auf die fünfzehnte Ausstellung, die ich besuchen muß. Sollte Jemand in der Versammlung mehr Leidensstationen zählen, so bitte ich, sich zu melden.“

Alles schwieg.

„Ehe ich die Verhandlungen eröffne,“ fuhr der Engländer fort, „bitte ich alle Bilder, die nicht mehr als fünf Ausstellungen zählen, den Saal zu verlassen.“

Nur eine ganz kleine Anzahl von Bildern entfernte sich.

Der Engländer ertheilte sodann einem französischen Kollegen das Wort.

„Mes dames et messieurs,“ sagte der Franzose, „gegen-

über dem Schicksal, das uns gemeinsam betrifft, muß jeder Unterschied der Rationalität und des künstlerischen Bekenntnisses verschwinden. Ich gestehe, daß meine Geduld zu Ende ist, ja ich bin ausstellungsmüde. Wie stolz war ich, als ich zum ersten Mal ausgestellt, mit Lob- und Ehrenbezeugungen aller Art überschüttet wurde. Kurzfristig pries ich mein Geschick, als ich vom Staat angekauft wurde, ich glaubte, daß mir für alle Zukunft ein ruhiger, zuversichtlicher, gemäldewürdiger Zustand gesichert sei. Wie wenig erkannte ich die Verhältnisse. Ich bin ein Gegenstand des nationalen Ruhms geworden und muß denselben in allen vier Ecken der Welt, auf allen Ausstellungen repräsentieren. Aus einer Kiste in die andere, von einer Wand zur anderen wandere ich ohne Rast und Ruhe. Welche Seereisen habe ich schon überstehen müssen, ob ich gleich von Natur wasserfester bin. Wenn Sie mich genauer betrachten, so würden Sie meine Substanz von Rissen und Wunden aus diesen Kampagnen durchseht sehen, mühsam und oberflächlich durch Pinselstriche und Lackpflaster der Aufhängungskommission verdeckt. Will man uns denn niemals Ruhe gönnen! Schließlich wird man uns noch nach den Botokuden senden. Ich beantrage, daß wir einstimmig und energisch den ausstellenden Regierungen gegenüber gegen das Fortsetzen dieses Verschleppungssystems protestieren. Organisieren wir den Streik der Ausstellungsbilder-Veteranen.“

Die Bilder raschelten Beifall, sie klapperten mit ihren Rahmen, es klang wie das Geclapper von Todtenbeinen, und die Szene bekam dadurch etwas entschieden Gespensterhaftes.

Ein Deutscher, der sehr charaktervoll, aber händelos und dunkelbraun wie Ochsenchwanzsuppe dreinschaute, folgte in der Redeordnung. Er beklagte sich nicht so sehr über die Reisestrapazen und die endlosen Ortsveränderungen,

als Deutscher sei er ja an das Reisen gewöhnt. Aber er weigere sich entschieden, die Mission, mit der er behaftet sei, weiter zu übernehmen. Das, was er jeden Tag von Kunsturtheilen der Beschauer auszustehen habe, sei unerträglich, und hier in Chicago sei es der Gipfelpunkt. Das Maß sei voll. Gegen das Beschautwerden habe er nichts. Denn das Loos des Schönen auf der Erde sei ja, angestarrt zu werden, aber was er hier hören müsse, gehe doch über Alles hinaus. Man möge jetzt jüngere Kräfte die Kultur nach Westen tragen lassen. „Eine Weltausstellung,“ fuhr er fort, „ist doch eigentlich dazu da, das Neueste zu zeigen.“ „Und neu,“ sagte er mit einem Seufzer, „das müssen wir uns gestehen — sind wir Alle nicht mehr, auch sind wir seit der letzten Ausstellung, auf der wir zusammen waren, nicht fortgeschrittener geworden.“

Ein wehmuthsvolles Seufzen raffelte durch die Leinwand.

„Wir sind ja alle verkauft,“ hauchte ein Italiener, „so hat es gar keinen Zweck, wir verderben nur unseren Nachkommen die Geschäfte.“

Eine Protestresolution wurde einstimmig beschlossen, und die Existenz einer internationalen Kommission von Bildern übertragen, die in ihren fünf Mitgliedern fünfzig Ausstellungskampagnen zählt.

Es war auffallend, wie wenig Mitglieder der Veteranenversammlung von Schweden und Norwegen gestellt wurden. Sie gehören fast durchgängig der jüngsten Schule an. Der Beschluß, diese Skandinaven aus dem Ausstellungslokal überhaupt auszuweisen, wurde zwar von einem Veteranen angeregt, der Antrag jedoch unter allgemeiner Unruhe wieder zurückgezogen.

So endete diese denkwürdige Versammlung; noch brauner und blauer vor Aerger trennten sich die Bilder . . .

Es wäre widersinnig, die europäische Kunst, die so viele Meisterwerke hierher gesandt hat, von Chicago aus zu besprechen, auch wenn ich dazu irgend kompetent wäre, oder auch nur zu versuchen, die charakteristischen Züge jeder einzelnen Nation festzustellen. Nie hat es eine Zeit gegeben, in welcher der Kunst eine solche unendliche Fülle von Beobachtungskraft und Geist zu Gebote stand, die in die Einzelheiten so unendlich viel Naturwahrheit zu legen wußte, die so die ganze Skala menschlicher Schicksale, Empfindungen und Leidenschaften umfaßte. Immer kühner und virtuosenhafter entwickelt sich die Technik, immer nachdrücklicher weiß sie die Illusion des Wirklichen hervorzuzaubern. Wenn in einer gewaltigen Katastrophe heute die ganze Kulturwelt verschwände und nur die Kunstausstellung in Chicago übrig bliebe, so könnte eine künftige Menschengeneration aus ihr die Welterscheinung unserer Tage mit ungemeiner Vollständigkeit rekonstruieren.

Was der Kunst aller Nationen überwiegend fehlt, das ist die erhabene Einfachheit; wo diese heute angestrebt wird, bekommt man den Eindruck, als sei sie nicht aus einer genialen zusammenfassenden Intention erwachsen, sondern durch die sorgfältige Ausmerzung der Details mühsam erarbeitet und erkämpft.

Die amerikanische Malerkunst weist unter den 2500 Gemälden manche sehr tüchtige Leistung, hier und da Meisterstücke auf — wir kennen manches Hervorragende aus der Berliner Jubiläumsausstellung. Einen eigenen Charakter hat diese Kunst noch nicht gewonnen; je nachdem der Künstler in Paris, London, München studirt hat, trägt er den Stempel dieser nationalen Schulen. Der Münchener Karl Marr mit seinen Flagellanten und seinem Sommerabend an der Spitze der amerikanischen Ausstellung stehend, gilt hier als Amerikaner.

Bewundernswerthes haben die Amerikaner in der Bildhauerkunst geleistet, sie steht in der Schmückung der Ausstellung häufig auf der Höhe der Architektur, ist ihrer selten ganz unwürdig. Hier ruht eine große zukunfts sichere Kraft. Die deutsche Abtheilung muthet den Amerikaner durch den gemüthlich-familienhaften Zug an, der so vielfach sich zeigt. Das dunkle Kolorit, das den Gesamtcharakter der deutschen Säle schafft, ist sehr auffallend.

Zwei kleine neue Bilder unseres Menzel sind die Perlen der Abtheilung, ich hoffe, sie werden nach Berlin zurückkehren. Die Engländer zeigen die bekannte Meisterschaft ihres Könnens und die unübertroffene Höhe ihres Kulturlebens in einer großen Auswahl meist vielbekannter Stücke. Oesterreich hat eine sehr gelungene kleine Sammlung seiner berühmtesten Schluger zusammengestellt. Italien und Spanien sind noch nicht fertig. Die französische Abtheilung nimmt sowohl durch die große Menge von älteren Meisterwerken, die sie enthält, die die bekannten Vorzüge der französischen Schule glänzend zur Geltung bringen, wie durch die kühne und geschickte, manchmal übertriebene Anwendung der neuesten Erfindungen der Technik in einer Anzahl modernster Bilder die Spitze in der Ausstellung.

Ich gebe dieses Zeugniß um so lieber ab, als ich der großen französischen Ausstellung im Manufakturgebäude, im Brennpunkt der ganzen Veranstaltung, nur ein sehr mäßiges Lob spenden kann. Das, was Franzosen und Franzosenfreunde davon erwarteten, ist es sicher nicht. Die Architektur ihres großen Pavillons ist plump, beinahe bis zur Brutalität, und banal. Der Fries, der durch schablonenhaft sich wiederholende Karyatiden getragen wird, drückt schwer auf den Unterbau — ich vergleiche ihn mit einem zusammengefallenen Kuchen. Das ungeheure Thor ist mit seinem ovalen Abschluß unschön und unverständlich. Und ich glaube, die

Ausstellungsgegenstände selbst werden den architektonischen Mißgriff nicht auslöschen. Die Franzosen haben noch nicht vollständig ausgepackt, doch läßt sich ungefähr übersehen, was werden wird. So und so viel Säle mit Bronzen, so und so viel mit Keramik, Möbeln und Stoffen. Dinge von höchstem Werth, aber untermischt mit ganz minderwerthigen, und immer Alles so methodisch zusammen, daß der letzte Eindruck unabweislich der der Langeweile bleibt. Vielleicht ist der Ausdruck um einige Nuancen zu hart. Aber ich fand keinen andern.

Dennoch bleibt die französische Ausstellung noch so schön, daß es für die deutsche ehrenvoll ist, sie geschlagen zu haben. In einem Berichte über eine gewonnene Schlacht fehlt diese Bemerkung bekanntlich niemals.

Freuden und Leiden einer Weltausstellung.

Chicago, 29. Mai:

Diese Ausstellung kann sicher unter der Devise non plus ultra gehen. Denn nicht nur ist sie räumlich an die äußerste Grenze gestellt, an der eben ein solches Unternehmen noch denkbar ist, sie hat auch alles versammelt, was das menschliche Genie unserer Zeit hervorbringt. Kraft, Sicherheit, Fülle dringt ihr gleichsam aus allen Poren.

Es giebt Skeptiker gegenüber dem Weltausstellungswesen. Wir kennen das ja aus der Leidensgeschichte des Planes einer Weltausstellung in Berlin. Heute melden die Zeitungen, daß der größte Staatsmann unserer Zeit, Fürst Bismarck, die Chicagoausstellung für eine Unternehmung der hiesigen Hoteliers erklärt habe. Hätte Fürst Bismarck sich entschließen können, nach Chicago zu kommen, er hätte vielleicht eine andere Ueberzeugung gewonnen.

Der Mensch lebt ja nicht allein vom Brode — das bloße Verfolgen der Nützlichkeit macht sein Leben noch nicht lebenswerth. Wenn Wissen und Schönheit, wenn Verständniß für die Kultur unserer Zeit, wenn die Erweiterung der Achtung für das menschliche Genie erstrebenswerthe Dinge sind — eine solche Weltausstellung ist eine hohe Schule dafür, und Millionen, die sie besuchen, tragen einen Sonnenstrahl mit sich fort, der in ihr

manchmal so hartes und dunkles Leben dauernd gefallen ist.

Diejenigen aber, die an der Spitze der industriellen und kulturellen Bestrebungen stehen, werden den Weg erhellt finden, den sie zu gehen haben — nirgends so wie hier treten sie in unmittelbaren Kontakt mit dem Gesamtgeist nicht blos einer Nation, sondern aller Nationen.

Das kann für den Fortschritt der Menschheit nicht gleichgiltig bleiben.

Für den rein praktischen Geist löst sich allerdings Alles schließlich in eine Finanzfrage auf. Der finanzielle Gewinn ist nicht für jeden einzelnen Aussteller nachweisbar. Aber eine Nation ist ja eine Gemeinschaft, welche eine Gesamtbilanz von Auslagen und Einnahmen zieht; selbst die Schutzzölle, die agrarischen Zölle ruhen auf dieser Idee. In dem Gedeihen des großen Ganzen findet Jeder schließlich auch für sich die Entschädigung gegenüber anscheinend unfruchtbaren Opfern. Das ist der letzte Grund, der dem Auftreten der Aussteller in nationalen Gruppen zu Grunde liegt.

Es ist schwer zu berechnen, mit welchen Ziffern die Erfolge des Gesamtterfolges einer Nation in ihren industriellen und Kunstprodukten für jeden einzelnen Industriellen anzusetzen sind. Aber wie jeder Deutsche in der Schätzung der Welt nach den Erfolgen des Jahres 1870 ein um vieles höher bewerthetes politisches Wesen geworden ist — eine Thatfache, die sich in unzähligen Einzelheiten durch die ganze Welt zu unserem Vortheil geltend macht, und die sicher Fürst Bismarck zu bestreiten keine Ursache hat, so bringt ein großer Erfolg bei einem industriellen Wettkampf der Nationen eine Höherbewerthung jeder Einzelindustrie der erfolgreichen Nation im Auge der Welt.

Die Weltausstellungen sind für ringende, fortschreitende, kräftige Nationen da. Denn wo es Sieger giebt, muß es auch Besiegte geben. Doch auch noch unbesetzte Plätze giebt es in Fülle, die gewonnen werden können, und mit dem wachsenden Reichthum der Welt wachsen auch die Bedürfnisse der Menschen, erhöhen und verfeinern sich ihre Ansprüche an das Leben.

Amerika dankt uns unsere thatkräftige Betheiligung an seiner Worldsfair. Wir haben Ursache zum Dank, daß es den Deutschen Gelegenheit gegeben hat, ihre schöpferische Kraft zu zeigen. Und wir sind sicher nicht die einzige Nation, die in dieser Lage ist.

Europa zeigt den Farmern des Westens, die nach Chicago strömen, eine verfeinerte Kultur; was sie davon begreifen werden, das wird sich auch demnächst in die Dollars ihrer Einkäufe umsetzen.

Wenn man die deutsche Ausstellung, wie sie hier erscheint, nach Paris bringen könnte, das würde dort eine große Ueberraschung geben.

Die logische Konsequenz der hiesigen Ausstellung indessen ist die Weltausstellung in Berlin. Und ohne Prophetenthum läßt sich verkünden, einer solchen Ausstellung würde keine Nation fernbleiben, die auf die Aufrechterhaltung ihres industriellen Ansehens Werth zu legen hat. Derjenigen, die es aus politischer Rancune thun würde, könnte das auf dem Weltmarkt theuer zu stehen kommen.

Die Weltausstellungen haben allerdings noch eine andere Seite, das, was sie der einladenden Nation an Einrichtungskosten auflegen, und die Schwierigkeit, von dem Aufgewendeten wenigstens einen Theil zurückzubekommen. Die Franzosen haben dies Problem bekanntlich mit Glück gelöst. Die Chicago-Ausstellung wird allem

Anschein nach zu ihren übrigen Erfolgen einen finanziellen Erfolg nicht zu verzeichnen haben.

Das beruht auf mancherlei amerikanischen Besonderheiten.

Gestern war der erste „offne Sonntag“. Die Zeitungen forderten dazu auf, den Sieg der Sonntagsfreiheit zum Gegenstand einer großen Demonstration im Massenbesuch der Ausstellung zu machen. Die gleiche Aufforderung erließ der Präsident der mächtigen Arbeitervereinigung. Ein herrlicher Maitag lachte herunter. Ein Ausstellungsdirektor hatte erklärt, er werde einen Besuch von weniger als 250 000 als einen Mißerfolg betrachten. Aber Nachmittags halb vier waren erst 36 000 Billete gelöst worden und die Gesamtzahl der zahlenden Besucher belief sich auf ungefähr 70 000.

Das ist ein schwerer Mißerfolg. In erster Linie verstärkt er die Bedenken, die gegen die finanzielle Leitung des Unternehmens sich regen müssen. Die Ausstellungskommission hat einen Durchschnittsbesuch von 250 000 auf den Tag vorgeesehen. Da an einem solchen Ausnahmestag wie gestern wenig über ein Viertel dieser Zahl erreicht worden ist, so wird die Kommission ihre Hoffnungen sehr stark zurückschrauben müssen.

Die Finanzkommission hat nahezu das Doppelte des anfänglich Veranschlagten ausgegeben. Die Vielköpfigkeit der Verwaltung, der Mangel an geschulten Kräften, die Versorgung politischer Parteimänner, vielleicht auch jene dunkeln Seiten, die in amerikanischen öffentlichen Unternehmungen eine so verhängnisvolle Rolle spielen, haben daran gemeinsam gearbeitet. Verkrachen kann die Ausstellung nicht. Dazu ruht sie zu sicher unter dem Schutze der Vereinigten Staatenregierung und dem opferbereiten Patriotismus der kapitalkräftigen Männer von Chicago.

Aber sie marschirt anscheinend dem finanziellen Chaos entgegen.

Die Einnahmen der Ausstellung beruhen auf einem halben Dollar Eintrittsgebühr der Besucher und auf der Abgabe von fünfundzwanzig Prozent der Bruttoeinnahme aller auf dem Ausstellungsgebiet hergerichteten Restaurationen, Schaustellungen, Verkäufen von Katalogen — ich will nicht zu weit gehen in meiner Detaillirung — es ist eben nichts, gar nichts, was dem fünfundzwanzigprozentigen Abzug entgeht. Das deutsche Dorf, das beste Unternehmen der Ausstellung, lieferte aus seinen gestrigen Einnahmen an der Bilettkasse und der Restauration nahezu 300 Dollars an die Generalkasse ab. Nichtsdestoweniger hat die Ausstellung, wie versichert wird, noch nicht einen Tag gehabt, an dem sie ihre Tageskosten aufbrächte!

Das läßt auf ein bewegtes Ende dieses Unternehmens schließen.

Die Amerikaner haben es ja dazu!

Wenden wir uns einmal speziell zu ihnen. Zum Beispiel in der Horticulturalhalle, in ihrer Obstabtheilung.

Durch die unübersehbare lange Halle geht ein rother und gelber Schein — glücklicherweise ist es kein Feuerchein — er strahlt auf den Wänden wieder, er reflektirt sich auf den Gesichtern der Menge, die sich durchdrängt. Er geht aus von den Äpfeln, die sich in kräftigem, saftigem Kolorit auf den Tischen aufbauen, von den Orangen und Citronen, die, zu hohen Haufen geschichtet, zu Pyramiden gruppirt, in allerlei seltsame Formen gesammelt sind; so hängt zum Beispiel eine Abbildung der Liberty Bell aus Orangen von der Decke herab. Dann sind hohe Glaszylinder da, die in sterilisirtem Wasser riesenhafte Birnen, üppige Pfirsiche, große Traubenbüschel, famose Gemüse zeigen.

Hier muß man die Vereinigten Staaten suchen, in der

Obstabtheilung der Gartenbau-Ausstellung, in der Ackerbauhalle, in den Ausstellungen der Einzelstaaten, die zum großen Theil wiederum Spezial-Ackerbau-Ausstellungen sind. Hier und da, wo Hölzer, Baumwolle, Kohlen, Metalle und Leder gezeigt werden. Nicht in der Manufakturhalle, wo Amerika gegenüber der Industrie der Europäer und ihrer raffinierten Kunst, diese zur Darstellung zu bringen, nur eine sehr untergeordnete Figur macht.

Hier zeigt sich die gewaltige, uner schöpfliche Kraft dieses Landes.

Ich stelle mir vor, daß es mit den Äpfeln ist wie mit den Menschen, und daß jeder einzelne Apfel ein ganz individuelles Gesicht, das sich ganz so niemals wiederholt. In soweit wäre ja jeder anständig gewachsene Apfel ein Ausstellungsobjekt. Aber für den gewöhnlichen Sterblichen verschwindet doch das Individuum hinter dem Typus, und man könnte sich fragen, warum so unübersehbare Mengen des gleichen Obstes zur Schau gestellt gekommen sind. Wahrscheinlich weil jede County darauf bestand, daß gerade ihre Äpfel und ihre Pfirsiche der Deffentlichkeit übergeben würden. Doch ich frage nicht weiter, ich freue mich der herrlichen Gesamtwirkung, ich überlasse mich dem Gefühl des Schwelgens in einem uner schöpflichen Reichthum.

Und dasselbe Gefühl scheint auch bei allen anderen Besuchern der Halle zu herrschen. Hier sieht man doch einmal fröhliche Menschengesichter. Statt des verängsteten, scheuen Blickes, mit dem der Ausstellungsbesucher an den oft schwer verständlichen, komplizirten Fabrikaten und Kunstwerken vorbeipassirt, malt sich hier behagliches Genießen. Hier wird nicht nur das Verständniß und das ästhetische Gefühl angeregt, angenehme Rück Erinnerungen und verständnißvolle Zukunftsaussichten bereiten ein allgemeines Behagen.

Ein Ackerbau staat, der es in Hülle und Fülle hat, ein

Land der Bergwerke und Wälder. Es ist sonderbar, das in Hallen einer Ausstellung aufzusuchen, hier, wo das ganze ungeheure Gebiet eine Ackerbau-Ausstellung ist.

So ist es denn beschlossen; ich gehe für ein paar Tage nach Westen, durch die Weizenfelder von Kansas nach den Drangenhainen von Kalifornien, den Silbergruben von Colorado. Ich habe eigentlich tausend Gründe, nicht nach Kalifornien zu gehen. Aber einen, der Alles niederschlägt. Mein Doktor — es ist der Berliner Oberarzt und wissenschaftliche Kommissar Dr. Zürgens — hat erkannt, daß der Bacillus von Chicago zu urwüchsig kräftig ist zum Kampfe mit den schwächtigen Berliner Bacillen, die ich mit mir führe. Als hochmoderner Arzt hat er mir zur Unterstützung meiner Bacillen in diesem Kampfe eine Cognackur verordnet: „Sie müssen sich ganz unter Spiritus setzen.“ So treibe ich denn den Teufel aus mit dem Beelzebub. Jetzt soll ich beiden entfliehen durch eine Erholungstour nach Westen, ehe ich heimkehre. Ich rechne ungefähr 5000 Meilen Eisenbahnfahrt.

Eine schöne Erholung! Eine Erholung just in den Dimensionen der Weltausstellung, von der ich mich zu erholen habe

Die silberne Jungfrau von Montana.

Chicago, 2. Juni.

Ehe ich zu meiner Fahrt nach Westen in den Waggon steige, trifft mich die Einladung des Staatskommissars für Montana, der Enthüllung der Statue der Gerechtigkeit, aus purem Silber hergestellt, beizuwohnen.

Diesen Beitrag zur Silberfrage, die eben Amerika in Händen hat, kann ich mir nicht entgehen lassen.

Dies um so weniger, als ich persönliche Beziehungen zu Montana angeknüpft habe in der Bekanntschaft mit einem alten Herrn, der seine fünfundsiebzig Jahre mit einem so frischen apfelrunden Gesicht trägt, daß er mir als Beweisstück für die gesunde Luft Montanas gilt. Und wie sich alles in der Welt trifft, hängt er auch mit ganz nahen Beziehungen mit meinem heimatlichen Grunewald zusammen.

Vor dreißig und mehr Jahren ist der Doktor — denn das ist er seines Zeichens — nach Montana gekommen, um Gold zu graben — einer der Pioniere. Jetzt ist er Besitzer weiter Länderstrecken und treibt den Bergbau mit bezahlten Arbeitern. In Montana kommt Silber und Gold vor; eine Zeit lang hatte die Silberproduktion riesige Dimensionen angenommen, während der Vereinigte Staatenschatz das Silber in Massen kaufte und phantastische Preise dafür

erlegte. Diese goldenen Zeiten des Silbers sind vorbei. Der Doktor hat seine Silberproduktion eingeschränkt und arbeitet auf Gold.

Zudem hat er sich eine Irrenanstalt eingerichtet, die einzige in Montana. Ich frage ihn nach der Statistik der Geisteskrankheiten; das Prozentverhältniß ist ein ungewöhnlich hohes. Das überreizte, überhastete Wesen des Yankee, seine gierige Jagd nach dem Gold findet oft diesen traurigen Abschluß. Die Mehrzahl der Fälle aber und die unheilbarsten bringt die religiöse Ueberspannung mit sich, namentlich bei den Frauen. Und diese Fälle erweisen sich alle als unheilbar

Die Silberstatue ist in der Bergwerksausstellung, dem Mining building, aufgestellt. Ein Künstler aus Montana hat sie gearbeitet, ihre Formen sind einer Schönheitskonkurrenz unter den Frauen Montanas entnommen. Das Ideal von Montana ist offenbar mehr abgerundete Fülle als ätherische Vergeistigung, wie sie im Osten der Union unter der Frauenwelt so heftig auftritt. Für 28 000 Dollars Silber ist innerhalb der Konturen der nicht viel über Lebensgröße hinausgehenden Dame untergebracht. Während die Details gleichsam auf Subskription von den Damen Montanas zusammengebracht und dem Künstler in Photographien übersendet wurden, ist die Generalidee und das Gesicht einer als Chansonettensängerin und massigen Schönheit gleich berühmten Montaneserin entnommen.

Die silberne Gerechtigkeit von Montana trägt eine Waage in ihrer Hand; was sie darin abwägt, Gutes und Böses oder Silber und Gold, das bleibt der Phantasie des Beschauers überlassen.

Uebrigens produzirt dies minengeseignete Gebiet außer edlen Metallen auch Kupfer, und zwar in solchen Massen, daß es hierin selbst Michigan übertrifft. Wer dann noch

auf die gewaltigen, zu einer Pyramide geschichteten Steinkohlenblöcke aus Pennsylvanien, auf die Stücke reines Eisens, auf die Ringots von Zinn seinen Blick wirft, der erkennt, in welchen Schätzen Amerika wütht.

Die höhere Weiblichkeit von Montana spielt übrigens nicht blos in der Silberjungfrau ihre Rolle, sie trat bei der Enthüllung in noch viel sensationellerer Weise zu Tage. Die eingeladenen Gäste standen in dem Holzpavillon von Montana, der Bildhauer neben seiner Statue, er wollte just eine Rede reden, da gab es ein plötzliches Getümmel, einen Vorstoß des draußen wartenden Volkes. Eine schlanke schwarzgekleidete Dame erschien auf einmal neben dem Künstler und rief ihm einige Worte zu, auf die hin der Künstler, gefolgt von der Dame, rasch verschwand.

Das Räthsel, das damit für die Anwesenden gegeben war, wurde am andern Morgen durch die Zeitungen ausgiebig gelöst. Die Dame ist die Frau des Künstlers, der seit zehn Jahren von ihr getrennt lebt. „Du hast Dein Versprechen nicht gehalten,“ das waren die magischen Worte, die den Künstler verschwinden machten. In spaltenlangen Artikeln wird die Geschichte des häuslichen Unglücks des Künstlerpaares mit allen Details erzählt. Sind die Berichte der Zeitungen richtig, so hatte die Frau sehr gerechte Ursache, sich über die Abenteuer ihres Gatten zu beklagen, jedenfalls hat sie es an Anklagen nicht fehlen lassen. Es scheint, daß das Paar bei seiner Trennung die Welt so theilte, daß dem Chemann Europa, der gekränkten Frau Amerika überlassen blieb, und das Erscheinen des Künstlers bei der Enthüllung war ein Bruch dieses Kontraktes.

Die Annahme, daß die Amerikaner ein Volk von Kunstbarbaren seien, wird durch die Chicagoer Ausstellung gründlich zerstört. Von der großartigen architektonischen

Leistung habe ich schon wiederholt gesprochen; das Große, Energische, Ungebändigte in der amerikanischen Natur findet seinen Ausdruck besser in der Bildhauerkunst, als in der Malerei. Wie in manchem Andern erinnert mich der Amerikaner hierin an den Berliner, dessen Kunstvermögen in der Bildhauerei zu einer Kraft und Vollendung gelangt, an die die Mitbewerbung der Malerei nicht heranreicht.

Ich schalte hier ein, daß das Beste, was die Deutschen hier in der Kunst zeigen, zweifellos in den Bildwerken zu Tage tritt. Gestern hat Herr Schnars in der deutschen Kunstabtheilung ein kleines, trefflich arrangirtes Kabinet von Bildhauerwerken eröffnet. Diese Sammlung tritt in die erste Reihe der Kunstausstellung und macht allen anderen Nationen den Vorrang streitig. Den Mittelpunkt bildet die Eva von Brutt, ein Werk, das alsbald die allgemeinste Bewunderung erregte. Ein Wunderwerk desselben Meisters ist eine kleine Bronzefigur, Phryne. Hier finden sich auch Moltke und Wrangel von Begas, um noch etwas Unbekanntes zu nennen, und eine reizende Portraitbüste des leider immer noch nicht nach Gebühr gewürdigten genialen Max Klein.

Und da ich gerade auf dem Gebiete der Kunst bin, will ich nicht unterlassen, von der Schuld der Dankbarkeit etwas abzutragen, die Deutschland seinen Kunstgewerbeschulen schuldet. Auf Schritt und Tritt leuchtet das hervor. Das Anknüpfen an die deutsche Renaissance hat dem deutschen Kunstgewerbe einen Stil gegeben, dem die anderen Nationen nichts entfernt Aehnliches an die Seite zu setzen haben. München hat hier die Bahn gebrochen, Berlin und Karlsruhe mit so viel Andern sind ihm gefolgt. Ich nenne nur diese, weil sie auch durch hervorragende Persönlichkeiten jetzt hier vertreten sind. München durch Konservator Koch, Berlin durch Professor Julius Lessing, Karlsruhe durch

Professor Groß, die wir an einer Tafelrunde mit so viel anderen im Kunstgewerbe hervorragenden Männern hier vereinigt sehen konnten. Einer besonderen Erwähnung ist Professor Rips in Berlin werth. Wenn die deutsche Ausstellung im Industriepalast die Perle der Gesamtausstellung ist, so ist die Ausstellung der Berliner Porzellanmanufaktur das, was die lauteste Bewunderung hervorruft und verdient. Mit dieser ringen um die Palme die Werke der Silberschmiedekunst, wie sie sich in den Ehrengeschenken darstellen, die der Kaiser, der Großherzog von Baden, Fürst Bismarck, die so viele Korporationen und Private hierher gesendet haben. Sie stehen mit dem Porzellan im Ehrenhof des deutschen Pavillons. Mit Vergnügen bemerke ich auch das treffliche Kunstwerk, das dem Verleger des Tageblatts (Rudolf Mosse) bei seinem Jubiläum von den Mitarbeitern des Blattes gewidmet wurde.

Ich kehre wieder in das Miningbuilding zurück.

Was in ihm an eigenartiger, künstlerischer Darstellung alles andere schlägt, ist die Ausstellung der Gebrüder Stumm. In der That eine königliche Ausstellung. Nicht Werkstücke werden hier gezeigt, sondern die Höhe des Könnens in der Behandlung von Stahl und Eisen. Ein Triumphthor erhebt sich, von zwei Pyramiden flankirt, davor eine Barrière von Goliathschienen, gedreht und geknetet als wäre es Guttapercha, nicht Stahl. Dahinter ein großes Panorama, die Stummschen Werke darstellend.

Nichts erregt so sehr das Staunen der Amerikaner, wie diese Ausstellung, deren Sinn sie alsbald begreifen. „Das können wir doch noch nicht,“ hört man sehr oft von ihnen.

Ich weiß nicht, ob sie das schon können, was hier gezeigt wird. Jedenfalls wissen es ihre Fabrikanten nicht so zur Darstellung zu bringen.

Ich habe, wenn ich mich recht erinnere, in einem meiner Berichte gesagt, daß so viele Eigenthümlichkeiten der Vereinigten Staaten zuerst von uns verlacht, dann bekämpft — und dann von uns nachgeahmt werden. In einem Punkt aber haben wir sie bereits geschlagen und übertroffen — in der Ausstellungsreklame. Vielleicht ist Reklame ein zu hartes Wort. Setzen wir also: in der Ausstellungsinszenierung. Was man Reklame nennen könnte, spielt auf dieser Ausstellung bei den Amerikanern und Engländern fast gar nicht mit, sie bringen zum Theil ausgezeichnete Sachen ganz unscheinbar. Dagegen ist das Raffinement, mit dem die Deutschen vorgehen, geradezu erstaunlich.

Woher ist uns denn das gekommen?

Zu unserer „Ausstellungskunst“ gehört auch das Mitwirken der Militärkapellen bei den Einweihungen. Wenn der treffliche Musikdirektor Rutscheweyh seine Kapellen — die eine mit den silbernen Adlerhelmen, die andere mit dem blinkenden rothschweißigen Schellenbogen — durch den Ausstellungspark führt, wenn diese in den großen Hallen ihre Weisen spielen, dann geben die schmetternden Fanfaren einen Widerhall, dem die abgestumpftesten Sinne sich nicht verschließen können. Da strömt Alles zusammen und das an- und ausgeblasene Orchester ist für immer auf die Tagesordnung gestellt.

Auch haben wir regelmäßig überall die besten Plätze, alles immer aufgestellt wie ein Karree. Es ist soeben die deutsche Maschinen-Abtheilung, der Kenner Vortreffliches nachrühmen und bei der sich eine große Kraftmaschine von Schichau in Elbing, ich möchte sagen durch die Leichtigkeit und Eleganz ihrer Bewegung, bei enormer Kraftentwicklung — ich sage, die Maschinen-Ausstellung ist soeben unter großem Zulauf mit Sang und Klang (niemals hier ohne Sekt) in Gang gebracht worden.

Und wiederum ziehen die Militärkapellen, gefolgt von Hunderten, schmetternd durch die Ausstellung nach ihrer Heimstätte, dem deutschen Dorf.

Was aber die silberne Jungfrau von Montana betrifft, so scheint mir ihr Auftreten in der Ausstellung ein schlichterer Beitrag zur Lösung der Silberfrage zu sein. Wie wäre es, wenn das Schatzamt von Washington seine enormen Silbervorräthe, die den amerikanischen Verkehr zu Boden drücken, zur Gießung einer ungeheuren Pyramide verwendete, die vor dem Kapital aufgestapelt würde, als bleibendes Denkmal des größten finanziellen Unsinns, den jemals Phantasie, Leichtfertigkeit und Gewinnsucht einer Nation aufhalfen! . . .

Nach dem Lande der Cowboys.

Hotel Montezuma, 6. Juni.
Hot Springs bei Las Vegas.

„Bekanntlich“ liegt Las Vegas — ich weiß das bereits seit einer halben Stunde — in New-Mexiko, jenseits der Rocky Mountains. Weitere geographische Notizen haben meine Leser über Las Vegas von mir nicht zu fürchten. Nur eins muß ich noch beifügen, denn es ist das Wesentlichste: es liegt 6000 Fuß über dem Meer.

Ah! welche Luft!

Wenn man nun Wochen lang seine Lungen mit dem abgesehen hat, was man in Chicago, der Stadt der Kattarrhe, Luft nennt — eine Mischung von Wasserdampf mit Staub, Kohlendunst und unnennbaren Dingen — dann ist es ein Fest, hier zu athmen. Von einem Athemzug auf den anderen freut man sich!

Ja, ich bin ihr entronnen, der weißen Königin, die sich am Ufer des Michigansees gelagert hat und die durch ein königliches Gefolge von sechzigtausend und mehr bedient wird — Direktoren, Wächter, Aussteller, große und kleine Beamte und dann noch die Journalisten, die die Aufgabe haben, ihre Reize zu besingen. Sie hat, in Parenthese gesagt, bereits mehr wie kaiserliche Schulden. Ich fürchte, ich habe noch mehr wie ein Verliebter von dieser Zauberin ge-

schrieben, als wie ein methodischer Kritikus. Aber so launisch ist der Mensch. Ich freue mich kindisch, daß ich diesen Schatz los bin und ich rufe: Uf! denn auf die Dauer wird es für den einzelnen Menschen erschöpfend, überwältigend.

Glücklicherweise giebt es hier in Las Vegas etwas Hübsches, aber nicht allzu viel zu sehen; mit einem Blick hat man die Gegend ausgekostet. Das Montezuma-Hotel liegt in einem Bergeinschnitt, man kann es kaum ein Thal nennen; es sieht auf ein Stück braune Ebene und dann in eine grüne Waldschlucht. Ein angenehmes, bequemes, nicht allzu ausgedehntes Haus mit breiten Veranden; der Badegäste, die nach den heißen Quellen kommen, sind noch ziemlich wenige. Ganz still ist es — draußen singt ein Vogel, seine Sprache klingt anders, wie die wir in unseren Wäldern vernehmen. Aber ich erkenne es doch: es ist dasselbe Lied, das vom Frühling!

Hot Springs mit seinem Montezuma-Hotel ist ein ganz neuer Vorstoß der Yankee's in das Gebiet der Cowboys, der Spagniolen und der zahmen Indianer.

Die Erdhütten der Indianer kleben an den Rändern lehmiger Hügel — man kann von der Veranda aus einen Haufen davon übersehen. Den Nachkommen der spanischen Bauern, die sich hier ansiedelten, kann man an der beschaulichen Ruhe erkennen, mit der er vor seiner Hütte kauert oder seinen altspanisch-arabischen Pflug führt. Den Cowboy haben wir begrüßt, wie er über die endlose Ebene dahinflog und neben unserem Eisenbahnzug hergaloppirte.

Der Gentlemen, der uns als Kellner bedient, ist allem Anschein nach aus einer feinen Nummer der deutschen Armee. Er spricht nur englisch und wahr't sein In-cognito; wir respektiren es. Nur einmal verrieth er sich, als einer aus unserer Schaar einen der neueren Berliner

Witze vortrug. Sein Mund zuckte — aber wir bemerkten es nicht.

In ein solches Völkergemisch sind wir nach vierundzwanzig Stunden Eisenbahnfahrt hineingefallen.

Wir sind eine gut assortirte Gesellschaft, in der die Jugend entschieden vorherrscht — Journalisten und Künstler. Auch zwei Studenten zählen wir unter uns, von denen der eine von der Leistungsfähigkeit deutscher Mensurklingen die zweifellosesten Beweise in dem Gesicht trägt. Es erregt das die Aufmerksamkeit der Amerikanerinnen in hohem Grade. Wir beabsichtigen einige Indianerdörfer zu besuchen und rechnen bei diesen Anhängern der Tätowirung auf eine sympathische Aufnahme. Sie werden ihn jedenfalls für einen großen Krieger erklären.

Am Abend fuhren wir von Chicago weg, die Eisenbahn wiegte und sang mich alsbald in einen tiefen, hypnotischen Schlaf. Gegen Morgen fuhr ich auf, der Osten strahlte im feurigsten Schein, seine Strahlen fielen auf ein breites gelbes Wasser, etwa wie die Elbe bei Wittenberg, das gurgelnd und öde dahinschoß — der Vater der Gewässer, der Mississippi! Von allen Flußnamen bei der Schuljugend der geachtetste wie beliebteste, der, den man am letzten vergißt. Ich fand den Namen Mississippi als eine Art von Wortmalerei für das Gewässer sehr gut gewählt.

Und dann kamen wir in ein grünes Land — in das Gebiet von Missouri, Wälder und Wiesen mit jungen Saaten, grün in unendlichen Schattirungen. Alles noch so grün und unberührt vom Sonnenbrand, als hätte es sich erst in den Regengüssen der letzten Tage in diese grüne Verfassung gesetzt. Wieder über ein Wasser und noch über eins — ich denke, es war der Missouri und der Arkansas — wir halten in Kansas City, der Grenzstadt des Staates Missouri gegen den Staat Kansas.

Diese Grenze hat mehr wie eine bloß statistische Bedeutung. Denn in Kansas herrschen die Frauen noch mehr wie in dem Rest der Union — wie's man sich ja zur Noth gefallen lassen kann — aber auch die unbedingte Temperenz, das Verbot des Verkaufs geistiger Getränke auf dem ganzen Staatsgebiet hat ihren Einfluß durchgesetzt. Hier revoltiren wir. Schon hat eine glühende Hitze angefetzt und mit ihr ein verzehrender Durst. Was bleibt uns übrig — wir umgehen die Staatsgesetze der Frauen von Kansas. Zwar nicht wie jener als Gelehrter und Weinkenner gleich verzehrunswürthe Mann, der zum Aerger der Otkroiaufsieher grundsätzlich seinen Wein nur jenseits der Otkroigrenze trank. Aber wir senden unseren Schwarzen aus dem Schlafwagen, der eine volle Ladung an Bord schafft und damit gleichzeitig auch dem Staatsgesetz von Missouri ein Schnippchen schlägt. Denn wir haben Sonntag, und an diesem Tag ist auch in Missouri der Verkauf geistiger Getränke verboten.

So versorgt bringen wir in Kansas ein.

Suche ich unter den Eigenschaften, die dem Amerikaner eignen, so erscheint mir immer als das Charakteristischste: der Amerikaner ist ein Phantast. Alle Spekulanten sind Phantasten, das liegt in der Geistesrichtung und der Yankee-Amerikaner ist der spekulativste aller Spekulanten. Daß man in diesem Lande auch ohne das zum Phantasten wird, das kann ich begreifen. Das Land ist weder hervorragend schön, noch hervorragend interessant, aber seine Verhältnisse gehen überall so in das Ungemessene, daß sie das Verständniß überfliegen und nur mit der Einbildungskraft gefaßt werden können. Was für Entfernungen, wie massenhaft tritt Alles auf! Land und Wasser, Ebene und Gebirge, Wald und Getreideboden — welche eine Fülle von Produkten überall. Auch in der Großsprecherei, die den amerikanischen

Nedern und Journalisten, wie jedem Einzelnen eignet, glaube ich kaum weniger die Eitelkeit als den phantastischen Flug der Amerikaner herauszuerkennen. Diesem Zug muß Jeder schmeicheln, der den Amerikaner gewinnen will, er hat das Bedürfniß, von der Größe seines Landes zu hören, wie den Opiumtrinker nach Opium verlangt. Ein Produkt dieser Alles beherrschenden Phantasie ist denn auch die Chicago-Ausstellung mit ihren riesigen Dimensionen und ihrem Mangel an festem Boden in der Schätzung des finanziellen Ergebnisses.

Auch dem, der nur als Gast dieses Land besucht, drängt sich nach und nach etwas von dieser Sinnesart auf. Den großen Erfolg, den die Deutschen in den Vereinigten Staaten in den Geschäften haben, möchte ich vor Allem dem zuschreiben, daß sie aus der Heimath den Sinn für Details und eine mehr hausbackene Weltanschauung mitbringen; wird dieser Teig mit dem Sauerteig des Amerikanismus durchgautert, so giebt es eine gute Mischung — namentlich für Männer zweiter Güte, an denen es in dem unübersehbaren Lande so stark fehlt.

Der phantastische Sinn des Amerikaners macht ihn auch zum unabsichtlichen Verschwender und so sieht man ihn in den Schätzen des Landes herumarbeiten, ich möchte beinahe sagen herumwüsten, daß einen soliden Deutschen ein Schauder überfallen kann. Wie ist zum Beispiel das Waldland in Missouri verwüftet.

Das bringt mich wieder auf meine Eisenbahnfahrt nach Las Vegas.

Das vordere Kansas ist ein gedeihliches Land. Denn wenn der Amerikaner verwüftet, so schafft er auch. Farm reiht sich an Farm, die ganze Landschaft sieht aus wie mit Rindvieh durchseht. Ueberall taucht es auf. Aus der braunen Erde sind allenthalben die kleinen Schwertspitzen des Mais

emporgeschossen. Hier und da sieht man sogar etwas Gartenschmuck an dem Holzhaus des Bauern; natürlich nur, wenn es ein Deutscher oder ein Skandinavier bewohnt. Denn der Yankee oder Irländer scheint sich in dem Unholden um seine Heimstatt herum zu gefallen.

Dann hat der Amerikaner diese schöne Bahn geschaffen, die Atchison-Topekabahn, auf der wir so sicher und ruhig der Pacifikküste zugleiten. Der Oberbau dieser riesigen Linie würde auch mit Ehren in Europa bestehen — das beste Material ist dabei verwendet, es ist rechts und links der Bahn an Holz und Steinen nach Wunsch vorhanden. Die Wagen sind die bekannten Pullmannwagen, auf die jeder Amerikaner nach den ersten drei Worten der Verherrlichung seines Landes fällt. Wer nun schon Tage lang auf ihnen herumkutschirt, der sieht wohl, daß sie neben ihren Vorzügen auch ihre dem Deutschen recht fühlbaren Mängel haben. Doch wir übersehen die letzteren gern, denn in dem Wagen, der uns beherbergt, „Dphir“ benannt, herrscht die Gemüthlichkeit, unterstützt durch das in Kansascity eroberte Bier und eine Abtheilung für Skatpiel.

Dann kam wieder eine Nacht. Und da ich, aus dem Schlaf auffahrend, aus dem Fenster sah, kam mir der Gedanke: fahren wir etwa über das Tempelhofer Feld? Wie ich nach Stunden abermals hinaus sah, immer noch das Tempelhofer Feld, und so tief in den Morgen Westkansas hinein, eine traurige, wasserlose Oede. Nur die beschneiten Gipfel der Rocky Mountains, die in der Ferne auftauchen und verschwinden, je nach den Hebungen des Bodens, machen die Sache pikant. Auch Kansas hat ein Ende, und wir kommen nach Colorado. Die Hügel wachsen heran, hier und da zeigt sich ein Gewässer, um es herum ziehen sich dunkelgrüne Streifen. Farmer sind gekommen, die sich auf die Kunst der Bewässerung verstehen und die be-

gomen haben, diese Wüste in einen fruchtbaren Garten zu verwandeln.

Mehr und mehr nimmt die Bahn den Charakter der Gebirgsbahn an, hinter Trinidad machen wir den großen Aufstieg nach der Hochebene. Die große Schlucht ist wild genug, doch an Wasser und Vegetation dürftig, in den Formen fehlt der große Zug der Schweiz. Ein katholischer Priester, der mit uns fuhr — wir sind hier auf altspanisch-katholischem Boden — frug mich, ob ich nicht die Landschaft ähnlich wie die Schweizer Landschaft fände. Ich hatte von einem hausirenden Indianer einen kleinen aus Kokosnuß geschnitzten Kopf gekauft, halb Indianerphysiognomie, halb Idol. Den wies ich meinem Priester: „So sehen sich die zwei Landschaften ähnlich wie dieser Kopf und eine aus Holz geschnitzte Sennerin aus den Buden vom Grindelwald.“ Und so ist es!

Die Atchison-Topekabahn hat das Glück, bei ihrem Bau eine ganze Reihe ausgiebiger Kohlenminen aufgeschlossen zu haben. Wir haben die Ehre, den Präsidenten der Union der Minenarbeiter auf unserem Zug zu haben, der das Gebiet bereist, um die Minenarbeiter für einen allgemeinen Streik zu gewinnen. Stimmt!

Auf der Hochebene von New-Mexiko sind die pferdefrohen Cowboys zu Hause, da tummeln sich die Pferde und Kinderheerden. Ich lese in der Zeitung, daß in Las Vegas, in das wir jetzt einfahren, vor einigen Tagen Senhor Angelo im kurzen Verfahren der Lynchjustiz gehängt worden ist, da maßgebende Persönlichkeiten der Stadt der Ansicht geworden waren, daß die Raschheit der Justiz in der letzten Zeit mit der Aufeinanderfolge der Morde nicht mehr ganz Schritt gehalten habe. Doch das geht den Fremden gar nichts an. Das ist eine Sache, die die Cowboys unter einander ausmachen, die, wie mein Priester sagte, eine ganz

brave Menschenorte sind, wenn sie nicht gerade auf andere Gedanken kommen.

Ich kann jeden Reisenden versichern, daß es im Hotel in Montezuma so ruhig und civilisirt hergeht, wie in dem englischsten Luftkurort der Schweiz. Die Verpflegung ist vortrefflich, die Küche in sehr verständigen Händen. Was die hot springs betrifft, so werden ihnen die Eigenschaften von Wiesbaden und Aachen zugeschrieben; sie haben ungefähr 30 Grad Celsius und dürfen leider immer auf eine zahlreiche Gemeinde von Hilfesuchenden rechnen.

Ich habe nicht Zeit gefunden, das Publikum genauer auseinanderzuwirren; aber wenn man genauer zusieht, tauchen auch hier wie überall in Amerika die Quadratesichter der Deutschen auf.

Station Manuelito.

Flagstaff (Arizona) 8. Juni.

Der Zug hält mit einem Mal inmitten der sonnigen Wüste, die wir durchfahren.

Fünf Uhr Morgens.

Es kommt uns allmählig zum Bewußtsein, daß etwas passiert sei.

Ein Eisenbahnunfall und gleich ein doppelter. Zwei Güterwagen sind gestern auf der Strecke in Brand gerathen, die letzten Holzreste qualmen noch. Um die Brandstätte herum hat man ein Nothgeleise gelegt; aber die Kurve war zu kurz für unsere schwere, unbehilfsliche Lokomotive, die Schienen knackten und die Lokomotive war entgleist.

Das war Alles.

Die letzte Station ist nur ein paar englische Meilen entfernt. Der Zugführer machte sich auf den Weg dorthin, um Hilfe zu holen. Wir sahen uns um. Es ist dieselbe Szenerie, die uns schon lange begleitet hat — ein weitgebreitetes Thal, rechts und links von gehäuften Sandsteinmassen eingeschlossen. Alles braun und grau. Nur hie und da hartnäckiges, dunkelgrünes, stacheliges Heidebüschel.

Ein paar Eisenbahnarbeiter haben sich schon herbeigefunden, Mexikaner, sie liegen das Gesicht nach der Erde im Schatten unseres Zuges und warten ab.

Wir thun das gleiche

In Las Vegas, das wir gestern Nachmittag verlassen hatten, um einen Ausflug nach dem großen Couve (der großen Schlucht) zu machen, hatten wir noch einiges Ethnographische festgestellt.

Zuerst wie man sich etwa anzustellen hat, um mit Cowboys Händel zu bekommen. Es ist offenbar die einfachste Sache von der Welt. Auf der Landstraße fiel uns eine Gruppe auf. Zwei besonders pittoreske Reiter, die ein Pferd führten und eine Anzahl Rindvieh vor sich her trieben. Sie passirten uns. Wir drehten uns, um ihnen nachzusehen. Die Aufmerksamkeit, die wir den Senhores zuwandten, schien ihnen offenbar übertrieben. Sie hielten eine kurze Berathung. Der eine Reiter ritt auf Pistolenschußweite an uns heran, rührte den Hut und frug uns mit höflicher Bestimmtheit nach der Zeit.

Der andere hielt sich einige Schritte zurück in Reserve.

Das Ganze erinnerte mich an die Art, wie Studentenkontrahagen zu Stande kommen. Als das Paar aus der Antwort unsere Harmlosigkeit konstatirt hatte, und daß wir keineswegs beabsichtigten, ihre Ansprüche auf das Vieh, das sie treiben, zu bestreiten, — es ist nämlich mitunter gestohlen — grüßte der Senhor wieder und ritt ruhig zurück.

Die beiden hatten nur darlegen wollen, daß sie einem Handel auszuweichen keineswegs geneigt seien.

Die andere ethnographische Bemerkung machten wir auf der Plaza in Alt-Las Vegas und auf dem Broadway der neuen Eisenbahnstadt Las Vegas. Alle besseren Läden waren von Deutschen besetzt, die Schilder lasen sich, wie in der Königstraße in Berlin. Das Geschäft geht aber nur mäßig, der Reichthum des Landes besteht in Vieh und das geht bei dem nun schon seit einigen Monaten lang herrschenden Regenmangel massenweise zu Grunde. Rechts und links

der Bahn sieht man in erschreckender Anzahl hunderte Thierkadaver und weiße Gerippe auf der vertrockneten Grasnarbe umhergestreut.

Es giebt auch Indianer hier. Diejenigen, die wir auf dem Bahnhof in Las Vegas sahen, gehören nicht zu den festhaften, der Kultur mehr oder weniger Gewonnenen, zu den Pueblos, wie Suarez einer war, der den armen Kaiser Max erschießen ließ. Sie gehören auch nicht zu den Ungebändigten, die ihre alte Freiheit zu behaupten suchen. Es ist vielmehr die Sorte, aus denen Buffalo Bill seine Schaar ergänzt, die sich zur Schau stellen, unverschämte Bettler, die von den Weißen ein paar Nickel ergattern wollen. Aber geschickt sind diese Leute doch. Sie führen Pfeil und Bogen. Wir stecken ihnen ein Fünfcentsstück auf einen in den Boden gesteckten Stab. Auf fünfzehn Schritte holen sie mit unfehlbarer Sicherheit den Nickel mit dem Pfeil herunter. In solchen Händen eine gefährliche Waffe, und wir sehen bestätigt, was uns in den Indianergeschichten unserer Jugend in Erstaunen gesetzt hat . . .

Hier an der Unfallsstätte aber sind wir schon weit von Las Vegas. Wir finden uns fast mathematisch genau auf der Grenze zwischen Neumeriko und dem in ganz Amerika wegen seiner Wildheit verrufenen Arizona. Noch kein Staat. Das gewaltige Gebiet, größer als Deutschland, „bewohnt“ von achtzigtausend Weißen und durchzogen von dem wilden Stamme der Apachen.

Nach einigen Stunden Wartens erscheint dann auch eine Lokomotive, von einem eingetroffenen Güterzug entlehnt, die die Wagen unseres Zuges nach der letzten Station zurückschleppt. Diese hat in ihrem wohlklingenden Namen Manuelito mehr Silben als sie Häuser zählt. Sie liegt wasserlos in der Einöde, ein Eingangspunkt für das ungefähr dreißig Meilen nördlich gelegene Fort „Defiance“,

ein Vorposten der Kultur gegen die Indianer und, wie sein Name besagt, ein drohender.

In dem Stationshaus von Manuelito haust ein Verwaltungsmann der Bahn und ein Angestellter der Western-Union-Telegraphen-Gesellschaft. Hundert Schritte hinter dem Stationshaus befindet sich eine langgestreckte niedrige Brücke; in ihr haben ein paar Yankees einen Store zum Handel mit den Indianern errichtet. Es ist heute eine Art Markttag und der Handel ist bereits im vollen Gange, wie wir nach Manuelito hereingeschleift werden.

Wie wir noch an der Unfallstätte warteten, hatten wir Indianer in kleinen Trupps aus der Felschlucht nach der Ebene reiten sehen. Sie reiten kleine, unansehnliche, aber sehnige Pferdchen; bei jedem hängt der Revolver am Sattel. An dem Store in Manuelito treffen wir diese Gesellschaft wieder oder andere — ich kann sie nicht von einander unterscheiden. Es ist ein fortwährendes Ein- und Ausreiten. Bemerkenswerth ist, daß der eine Trupp immer erst vorreitet, wenn der vorhergehende sein Geschäft beendet hat.

Vor dem Store hat sich schon ein großer Haufen von Säcken gesammelt; darin Schafwolle, die die Indianer bringen, dann liegen Ziegenfelle da und Felle von dem grauen Prairiehafen, dem einzigen Bewohner der Einöden.

Wir treten in den Store ein und betrachten die Waaren, mit denen hier der Ur- und Tauschhandel betrieben wird. Baumwollen und Wollenzeug, Leder, Schießpulver, Konserven, bunte Tücher, Schmuckgegenstände für Männer und Frauen. Denn auch die Squaws kommen angeritten. Der Handel ist im besten Zuge, wenn die Abschlüsse auch erst nach langen Ueberlegungen erfolgen. Männer und Weiber sind in der Tracht kaum zu unterscheiden. Alle haben sich die Gesichter braunroth gefärbt. Wilde Physiognomien mit einer Mischung von Stolz und Scheu. Wir

versuchen sie zu photographiren, aber sie verhalten sich schon und gemessen ablehnend.

Bei uns regte sich trotz aller dieser ethnographischen Merkwürdigkeiten der allgemeine menschliche Drang nach Frühstück. Der Store vermochte uns in dieser Richtung nichts zu bieten, nicht einmal ein Glas Feuerwasser. Dagegen verwiesen uns die Yankees nach einer dritten etwas zurückliegenden Baracke. Dort ist die Wohnung des Foreman, des Vorarbeiters, der höchsten Bahnhofsauctorität in Manuelito, dessen Frau eine Kantine hält.

Wie wir in dem Zimmer der Baracke auf das Frühstück warteten, drangen wohlbekannte Töne aus der Küche an unser Ohr, das Deutsch, wie es zwischen Böblingen und Treuchtlingen gesprochen wird, das unverfälschte Schwäbisch. Es ist die Frau des Foremans, die dieses Deutsch verwaltet, während sie für uns die Steaks brät. Eine kleine, muntere schwarzäugige Frau, die ihre schwäbische Fröhlichkeit mitten in das wüste Arizona hineingerettet hat. Wie die Landsmannschaft festgestellt ist, ist immer ein Scherz auf ihren Lippen und ein herzliches Gelächter. Vor dreizehn Jahren ist sie mit ihrem Konrad Stumpf aus der Nähe von Ulm eingewandert. Drei gesunde Kinder sind da, von denen nur das älteste Mädchen deutsch spricht; es geht nach Albuquerque zur Schule und ist bei Deutschen dort in Pension. Die beiden andern verstehen zur Zeit nur englisch und spanisch. Dann kommt noch eine Nichte zum Vorschein, die so niedlich und schelmisch ausschaut, wie die Tante vor fünfzehn Jahren ausgesehen haben mag, als sie mit ihrem Konrad nach Ulm auf den Tanzboden ging. Ein gewisser amerikanischer Hauch hat sich indessen schon über das Schwabenmädle gelegt. Ein erhöhtes und sicheres Selbstbewußtsein, das scheint für die Frauen hier in der Luft zu liegen. Sie ist gerade im Begriff, ihr Hochdeutsch zu ver-

geffen; für die Aufrechthaltung des Schwäbischen sorgt die Zunge der Frau Stumpf, die wie ihre Hände in ewiger Thätigkeit find.

Während wir uns so in der körperlichen und gemüthlichen Pflege der Familie Stumpf befinden, besorgt Vater Konrad draußen das „Rettungswerk“; ein großer breiter stattlicher Mann, dem Generationen knöpfleessender Schwaben ein schönes Erbtheil der Männlichkeit hinterlassen haben. Seine Erscheinung hebt sich charakteristisch von den schwarzen hageren mexikanischen Arbeitern ab.

Die Linie ist jetzt frei und so haben sich von beiden Richtungen kommend, jetzt acht Züge vor dem Stationshaus zusammengefunden. Personenzüge, Schnellzüge, langausgedehnte Viehzüge. Es sind nur eine Weiche und zwei Hilfsgeleise vorhanden. Niemand ist da, der kommandirt, nicht die mindeste rothe Mütze. Und doch ordnet sich alles ganz ruhig und wie selbstverständlich; der große Eisenbahnknäuel wirrt sich auseinander und auch wir fahren unserer Wege.

Ein neues Nothgeleise ist um die verunglückte Lokomotive herum gelegt worden; über die Flickerei, die dabei getrieben sein mag, hätte wohl ein heimischer Baurath den Kopf geschüttelt, allein es ging. Und wie die anderen Züge passirten wir glücklich die wunde Stelle.

Hätte sich der Unfall in Deutschland ereignet, so wäre viel gründlicher und methodischer geholfen worden. Ich rechne mir aus, was alles an Bahnbeamten an Ort und Stelle geeilt wäre: der Bahnmeister, der Baurath vom nächsten Betriebsamt mit seinem Assistenten, die Bauräthe und Hilfsbeamten der Direktion, die Betriebsbeamten der nächsten Stationen. Wie ich in die Nähe des Duzend komme, halte ich ein.

In diesem Lande besorgt dies alles Konrad Stumpf

allein, der vor dreizehn Jahren als Schlossergefell Utm verließ. Er hat ein gutes Gehalt, die Kantine wirft ein hübsches Stück Geld ab. Er wird sich auf seine alten Tage nach Albuquerque zurückziehen und dort dem deutschen Klub beitreten.

Das ist Amerika!

Freilich meint Frau Stumpf: schöner sei es doch im Schwabenlände . . .

Flagstaff, wo ich dieses schreibe, ist ein vor zehn Jahren gegründetes amerikanisches Städtchen im Bergland, umgeben von leider sehr grausam durchwüstheten Tannenwäldern. Große, wohlgefüllte Läden sind da, gute Wirthshäuser, drei Kirchen und eine Bank. Deutsche fehlen ganz. In zwanzig Jahren vielleicht eine große Stadt.

Auch zwei Zeitungen erscheinen hier. Leider ist der Arizonakicker nicht darunter, ein wegen seiner schnurrigen Einfälle durch die ganze Welt bekanntes Blatt, das den einzigen Fehler hat — nicht zu existiren. Die Auszüge, die daraus durch alle Zeitungen gingen, waren einzig die Erfindungen eines überaus witzigen amerikanischen Journalisten.

Ich habe den einen der hiesigen Kollegen, den Redakteur des Coricone Sun aufgesucht. Ich fand in ihm einen wohlunterrichteten verständigen Mann, mit flugen freundlichen Augen und einer einfachen biedern Art. Er kam in Hemdsärmeln aus der Dffizin, denn er setzt und druckt und redigirt sein Blatt selbst. Das Blatt erscheint wöchentlich. Der Abonnementspreis wird nachbezahlt — wenn die Leser zufrieden sind.

Nach meinem bescheidenen Urtheil dürfen sie es durchaus sein. Denn es steckt mehr gesunder Menschenverstand in diesem einfachen Blatt, als ich in vielen Artikeln der großspurigen Presse Chicagos gefunden habe.

In der That, ein erfreuliches Exemplar amerikanischer Provinzial-Journalistik! . . .

Am großen Canyon des Colorado.

Hances Camp, 10. Juni.

„Ein tolles Stück Erde, Arizona,“ sagte unser Maler. Er zog sein Skizzenbuch heraus und begann die erste Studie zu aquarelliren.

Wir andern standen, was man zu sagen pflegt: paff. Staunend, bewundernd, erschüttert.

Wir hatten den ersten Blick auf den großen Canyon des Colorado gethan.

Dieser Knalleffekt der Natur ist auch mit dem höchsten Raffinement vorbereitet.

Zwölf Stunden waren wir zuerst einen riesigen Anstieg, dann auf eine riesige Hochebene hingefahren. Wir hatten schon angefangen mit einer großen Enttäuschung zu rechnen, der wir entgegen führen. Und die großen Worte, welche die amerikaniſchen Berichte über den Canyon machten, konnten uns darin nur beſtärken, denn je ſtärker hier vor der Bude gelärmt wird, um ſo öder ſieht es regelmäßig hinter dem Vorhang aus.

Dann ſtanden wir mit einem Mal vor dem ungeheuern, unermößlichen Anblick.

Die Felſen ſind bis zu einer Tiefe von ſechſtauſend und mehr Fuß zerriffen und bilden, auseinanderweichend, eine Rinne, aus der unten der Waſſerſtreifen des Coloradoſtuffes

blinkt. Der Riß verliert sich in das Unabsehbare — viele hundert Meilen weit. Aber das Panorama erweitert sich bis zu dem Rahmen, den im tiefsten Hintergrund blaue Bergreihen ziehen. Dieser ganze Raum ist ausgefüllt von starrenden Felsmassen in wunderlichen Formen und Abgründen, aus denen sie sich emporthürmen. Die Landschaft trägt den horizontalen Charakter der Wassersteinbildungen, rothe Sandsteingeshiebe, gelbe Kalksteingeshiebe, dazwischen die sich hervordrängende Pflanzenwelt.

Die Abendsonne wirkte als Beleuchtungskommissar und Maschinenmeister. Mit hellen Lichtern und Schatten fuhr sie in das Grün und Gelb und Roth, in das Blau des unermesslich gespannten Himmels hinein. Ein sinnverwirrendes Bild, das die menschliche Fassungskraft schier übersteigt.

Und dann diese vollkommene Einsamkeit, kein Vogelgeschrei, nichts, was die wilde Majestät dieser Szene mildert oder unterbricht.

Die meilenweiten Lavafelder, auf denen wir dahingefahren waren, die allenthalb darin hervorquellenden Basaltmassen hätten uns allerdings darauf vorbereiten können, daß wir auf der Stätte riesiger geologischer Ereignisse weilten. Hier an dem Canyon des Colorado scheint nun die große Kampfstätte zu sein, wo die zwei Erdbildner Wasser und Feuer sich bekämpften oder vereinigten, um eines der größten Weltwunder zu bilden.

Ein Knalleffekt der Natur.

Auch die Phantasie des Laien wird erregt, den Ereignissen nachzuspüren, die eine solche Szene zu Stande brachten. Die Spitzen der Felsmassen, die zinnenartig in die Luft ragen, sind noch wie mit der Wasserwaage geschichtet. Die untersten nach der Thalrinne vorspringenden Lagen aber sind schief nach unten gerichtet, als wären sie, dem Schwerkraft folgend, bei einem Rutsch der Massen in diese Neigung

gekommen. So schließe ich auf einen Zusammenbruch, veranlaßt durch das Weichen der Fundamente, auf denen die durch die Meeresfluthen niedergelegten Gesteine lasteten. Auch zeigt sich unten im Thalboden Granit und Basalt.

Ich zweifle übrigens nicht, daß der geneigte Leser über die Entstehung des Coloradocanyons in Deutschland ausgiebig belehrt werden kann, denn zu den noch so seltenen Besuchern dieser Stätte gehören die deutschen Geologen, die im Jahre 1891 dem amerikanischen Geologenkongreß beizwohnten.

Das wäre eine Landschaft für den Pinsel von Professor Bracht-Berlin. Ich möchte ihn schon hierher wünschen, aber ich fürchte, es würde ihm zu schwer werden, von hier zu scheiden. Die Lüneburger Heide, die Felspartien der Riviera, Syrien — das sind alles nur schüchterne Ansätze zu dem, was die Natur hier übertoll leistet.

Manche Motive erinnern an den Harz oder an die Sächsische Schweiz. Ich meine den Vergleich so: Hinter Schandau ist ein liebliches Thal; darin beaufsichtigt ein höflicher Sachse einen kleinen Wasserfall, der losgelassen wird, wenn zahlbare Fremde in die Nähe kommen. Was der Niagarafall im Vergleich mit jenem Wasservergüßen, das ist der Coloradocanyon im Vergleich mit jenen Gegenden. Der Stil geht über alles hinaus, was Menschenphantasie leisten kann. Selbst der kühnste Segler auf dem Meer der Phantasie, Gustav Doré, könnte hier nur „ein muthloses Anker“ werfen.

Es ist noch nicht lange her, daß man von dem großen Canyon weiß und spricht. Ein unerschrockener Forscher, Oberst Powell, der im Auftrag der Staatsregierung den Coloradofluß von Norden her behufs Anlegung von Forts gegen die Indianer explorirte, hat ihn um jene Zeit festgestellt. Aber diese Expedition durch riesige, ganz unkultivirte,

nur von Indianern gestreifte Landstrecken war nur wie eine Fahrt durch Innerafrika durchzuführen. In der Zwischenzeit hat die Atchison-Topekabahn ihre Pacificlinie gebaut, und jetzt ist Flagstaff ein bequemer und gelegener Ausgangspunkt zum Besuch des großen Canyon.

Flagstaff ist übrigens ein Punkt, der mich von allem, was ich in Amerika gesehen, mit am meisten fesselte und interessirte. Die Städte des Ostens geben ein in manchen Beziehungen erhöhtes, in vielen ein übertriebenes und verzerrtes Bild europäischer Kultur. In Flagstaff habe ich eine Bevölkerung zu begreifen angefangen, die sich diesen gewaltigen Kontinent unterwirft und ihn bevölkert. Es ist der Sitz von Männern, die mit Wagemuth und rücksichtsloser Energie die Erbauung der vor ihnen liegenden unübersehbaren großen Gebiete betreiben; Viehzucht und Holzschlagen ist ihre Hauptbeschäftigung. Charakteristisch erschien mir ein Gentleman, der aus seinem Holzhaufe kam, in einem Anzug, der in Berlin nicht auffallen würde. Bemerkenswerth war nur, daß er, als er zu Pferde stieg, auf der einen Seite ein großes Zeitungspacket, auf der anderen einen Karabiner an den Sattel befestigte. Ich konnte ihn beobachten, wie er im Thale eine Schaf- und Rinderherde zusammentrieb, sie in einen umzäunten Platz brachte, dann die Zeitungen hervorholte und sich zur Nachtwache vorbereitete.

Von Flagstaff nach dem Camp an dem Canyon führt ein Weg, den man in zwölf Stunden zurücklegen kann. Das Waldthal ist in den ersten Stunden noch hier und da mit meist neu angelegten Farms besetzt. Dann wird die Hochebene vollkommen öde und menschenleer.

Drei Relais zum Pferdewechsel. Die vier Pferde wechseln, aber der Kutscher, Mister Driver, wie er genannt wird, bleibt die zwölf Stunden bei glühendem Sonnenbrand auf seinem Sitz und lenkt das scharf ausgreifende Gespann

über die oft haltsbrechenden Wege. Er ist höflich, aber ernst und gemessen und hält sich nicht minder für einen Gentleman, wie irgend einen seiner Passagiere.

Nächst einem der besten Aussichtsplätze sind in einem Kiefern- und Cedernhain Zelte zum Uebernachten aufgeschlagen; auch ein Speiszelt. Es ist köstlich, hier zu ruhen, 7000 englische Fuß über dem Meer; das Rauschen der Bäume in dem erquickenden Nachtwind tönt wie eine süße Erinnerung an die Heimath. Aber die Einfachheit ist trotz der Zelte nicht weit her, nicht weiter als die Einfachheit in den Zelten der Reiseführer in Syrien und Palästina. Nur daß hier kein Araber, sondern ein Chinese die Küche besorgt.

Mit dem Ende der Saison verschwindet dies Zeltlager und der Manager, der es verwaltet. Es bleibt dann auf viele hundert Meilen von hier nur der einzige weiße Mann, der Eigenthümer des Bodens, auf dem das Zeltlager steht, Mr. Hance, ein im Westen weitberufener Mann. Wiederum ein charakteristisches Erzeugniß hiesiger Zustände.

Mr. Hance hat trotz seines Einsiedlerlebens durchaus nichts Menschencheues. Er ist in seiner rührigen Weise freundlich und zuvorkommend, aus seinen hellen Yankeeaugen spricht Kühnheit und Verschlagenheit. Vor bald neun Jahren, kurz nach dem Zuge des Oberst Powell, ist er hierher gekommen und hat Besitz von dem Boden genommen und seine Blockhütte errichtet, damals als noch Niemand daran denken konnte, daß der Canyon ein Anziehungspunkt für civilisirte Reisende werden könnte. Er stammt aus Tennessee und hat sein Leben als Pferdehirt, als Goldsucher und als Kundschafter gegen die Indianer, in allen wilden Beschäftigungen des Westens, zugebracht. Ganz mittellos kam er hier an, die auf sechstausend Fuß offen liegenden Erdschichten reizten ihn, nach Gold zu suchen.

Zunächst hatte er sich mit den Indianern auseinander-

zusehen, die hier zu streifen pflegten. Sie forderten ihn unter Drohungen auf, das Land zu verlassen. Er antwortete ihnen mit der Eröffnung, daß er den ersten Indianer, den er noch diesseits des Colorado sehen würde, erschießen werde, und wenn ihm etwas Unangenehmes passirte, unter allen Umständen zuerst den Botschafter, der ihm die Aufforderung gebracht hatte.

Vor dieser Erklärung des entschlossenen Mannes zogen sich die Indianer zurück.

„Ich kenne die Sorte,“ jagte er mir, „and do not mind them“ (ich schlage sie für nichts an).

So war die Grenze gezogen. Es ist eine Thatsache, daß sich seitdem kein Indianer mehr diesseits des Colorado in dem Herrschgebiet des Mr. Hance sehen ließ.

Mr. Hance war ganz mittellos an den Canyon gekommen. Seinen Unterhalt erwarb er sich zunächst durch Zureiten von Pferden. Dann baute er mit eigenen Händen die fast senkrecht abfallenden Felsen nach dem Coloradofluß hinab, viele tausend Fuß, den ersten und zur Zeit noch einzigen gangbaren Pfad. Ein staunenswerthes Werk für einen einzelnen Mann.

Ob er keine Hilfe dabei gehabt hat?

„Keine außer diesen beiden guten Gesellen,“ antwortete er, indem er auf seine muskulösen Hände wies.

Dabei untersuchte er selbstverständlich die Felsoberfläche Fuß für Fuß. Er hat auch glücklich einige Goldadern gefunden, die nach seiner Behauptung ausgiebig sind und die er bearbeitet. So ist er jetzt Minenbesitzer und Grundbesitzer auf einem zukunftsreichen Gebiet, hat Pferde, Esel und Kinder in Menge.

Aber er ist hartnäckiger Junggeselle geblieben. Seine Einsamkeit will er mit Niemandem theilen, selbst nicht mit einer Frau. „Nein, eine Frau wollte er nicht, sie hätte mir

während meiner Abwesenheit in den Minen gestohlen werden können.“ Denn Frauen sind im wilden Westen bekanntlich ein seltener Artikel und waren es jedenfalls noch mehr, als Mr. Hance sich an dem großen Canyon festsetzte.

Die Sommerhütte von Mr. Hance liegt nicht weit von dem Zeltlager.

Wir treten ein.

Das nöthigste Haus- und Kochgeräth, ein paar Bücher und Zeitungen, ein Bett, daneben ein paar Magazingewehre. Die Thüre seiner Hütte schließt Mr. Hance grundsätzlich niemals, auch des Nachts nicht. Es zeugt das von seinem Selbstvertrauen — vielleicht auch davon, daß er sich so vor jedem Ueberfall sicherer fühlt.

Die Winterhütte von Mr. Hance liegt etwa dreitausend Fuß tiefer. Der Fußpfad, den er gearbeitet hat, ist keine Chaussee. Es ist kein Vergnügen, ihn hinunterzusteigen, obgleich man auf dem bröckelnden Kalkfels manchmal rascher vorwärts kommt, als man beabsichtigt hat; der Aufstieg ist keineswegs erfreulicher. Nichtsdestoweniger haben ihn ausweisklich des Fremdenbuches bereits eine Anzahl von Ladies gemacht.

Von der Winterhütte sind es noch immer dreitausend Fuß Abstieg bis zum Coloradofluß, der in seinem Felsenbett mit rasender Geschwindigkeit und zahlreichen Stromschnellen dem kalifornischen Meerbusen zuschießt. Von oben sieht der Fluß wie ein dünner Faden aus. Unten bemerkt man, daß er etwa dreihundert Fuß Breite hat.

Die Winterhütte von Mr. Hance ist aus Steinen zusammengebaut wie eine Schukhütte in den Alpen. Aus einer großen Kiste holte unser Gastfreund die Utensilien zu einem Mahle aus Kohnserven und Kaffee heraus. Ein Campfeuer wird entzündet, und das Gespräch geht weiter. Es dreht sich vor Allem um die Kriegserlebnisse von Mr. Hance,

der den Sklavenkrieg als Leffeemann unter den Fahnen der Konföderirten gefochten hat und der zwei Jahre als Gefangener gelebt hat. Dann rücke ich mit der indiscreten Frage heraus:

„Mr. Hance,“ sagte ich, „ist es Ihnen jemals begegnet, einen Indianer zu erschließen?“

„Well,“ sagte er, „ich bin leidlicher Schütze, aber ich sehe nicht hin, wo ich getroffen habe.“

Bei einem Campfire wird viel geslunkert. Mr. Hance weiß immer noch etwas Neues aus seinen Erlebnissen. Ich eröffne ihm den üblichen Jagddiskonto.

Aber sein Leben spricht für ihn.

Es liegt der Plan vor, eine Bahn von Flagstaff nach dem großen Canyon zu bauen; man wird oben ein Hotel errichten und Alles zur Bequemlichkeit der Ladies und Gentlemen einrichten. Aber Mr. Hance wird man dann schwerlich oben mehr finden.

Er beabsichtigt noch zu der Weltausstellung in Chicago zu gehen. Dann will er sich weiter umsehen.

Wieder oben auf der Höhe, betrachte ich mit neuem Staunen das unvergleichliche Schauspiel, dem jeder Sonnenwechsel neue überraschende Farbenstimmungen giebt.

Und ich komme auf mein erstes Wort zurück: ein Knall-
effekt der Natur.

An der Westfront.

Coronadobeach bei San Diego, Kalifornien, 14. Juni.

Die längste Bahn nimmt ein Ende, das größte Land hört einmal auf; es ist ganz im Still, daß es an der größten See der Welt aufhört. Der Gasthof, den ich hier finde, hat siebenhundert Zimmer und Räume für neunhundert Personen. Es fehlt in ihm nur eine elektrische Bahn zum inneren Verkehr und ein Fremdenführer, der einen in den unendlichen Gängen zurechtweist. Im Augenblick fehlen auch die Fremden. Kein dichtbevölkertes Gemeinwesen, dieses Hotel del Coronado. In dieser Beziehung an Arizona erinnernd.

Aber welche Lage und welches Seebad!

Die lang gezogenen Wellenschläge, die mich diese Nacht einwiegten, hatten mich schon Gutes vermuthen lassen. Aber der Wellenschlag und auch der Strand übertrafen alle meine Erwartungen. Der Blumengarten und der Drangenhain des Hotels gehen bis dicht an das Meer. Alle Sinne jauchzen in dem erfrischenden Bad und der herrlichen Luft.

Sa, hier ist Sonnenschein. Mir ist es, als wäre ich lange Tage im Keller gewesen und träte mit einem Male an die freie Luft.

Kalifornien will verdaut sein; durch eine lange Fahrt durch wilde Gindöden, durch steinige Wüsten, über Strecken

voll von Ruinen zerstörender, vulkanischer Ausbrüche. Als hätte die Natur ihr letztes größtes Gut auf diesem Kontinent durch einen Grenzwall vor dem Eindringen der Menschen schützen wollen.

Der Telegraph hat Ihnen jedenfalls schon die Notiz gebracht, daß der Kalifornszug der Atchison-Topeka-Bahn von Räubern angefallen und beraubt wurde. Der Telegraph läßt sich solche Dinge selten entgehen. Es war der Zug Nummer drei, der dem Zug eins, in dem wir fuhrten, vorausging. Der Fall ereignete sich etwa 150 Meilen vor der Station, an welcher wir einstiegen. Wir fanden die Passagiere, die den Thatort passirt hatten, nicht aufgeregt — das würde die Situation ganz falsch schildern — viel mehr angeregt und geneigt, mit der Erzählung einer Reihe ähnlicher Vorgänge zu dienen. Die Zeitung von Albuquerque, die den Raubanfall schildert, war schon im Zuge, und die Erzählungen einiger Passagiere, die einen Zug in einer Zwischenstation überschlagen hatten, vervollständigten den Bericht. Die Technik des Beraubens der Züge, die einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, bringt es mit sich, daß die Sache sich an Stellen vollzieht, wo der Zug eine geringere Geschwindigkeit hat, also namentlich beim Einfahren und Verlassen der Station. So hatte der Zug Nummer drei kaum die Station Cimexion verlassen, und fuhr deshalb und des aufsteigenden Terrains halber noch ganz langsam, als zwei Männer mit angeschlagenen Gewehren den Lokomotivführer und den Heizer aufforderten, die Maschine zu verlassen und sie nach dem hinteren Wagen, dem der Expreßgesellschaft, zu begleiten.

Das geschah denn auch. Vor zwei Männern!

Der Zug stand. Der Kondukteur des Expreßwagens weigerte sich, die Thür zu öffnen — eine seltene Energie, die er mit seinem Leben büßen sollte. Denn die Räuber

feuerten eine große Anzahl von Schüssen in den Wagen, von denen einer den Kondukteur traf. Er ist in Albuquerque der Wunde erlegen.

Die Räuber drangen dann in den Gypseßwagen ein und öffneten den Kassenschrank mit einer Dynamitpatrone, sie entnahmen daraus einen Sack mit zweitausend Dollar, ließen aber ein Packet von vierzigtausend Dollar Werth liegen. Sie hatten es ungemein eilig und ritten nordwärts nach dem Indianergebiet ab.

Ein Räuber war durch den Zug gegangen, mit einem Tuch vor dem Gesicht. Er forderte die Reisenden auf, sich ruhig zu verhalten, es würde ihnen nichts geschehen. Es fiel den Reisenden natürlich so wenig ein, wie dem Zugpersonal, das Eigenthum der Gypseßkompagnie zu vertheidigen. Das gilt als eine Sache, die die Beiden unter sich auszumachen haben. Eine Dame versicherte mich, daß die Desperados sehr verkommen und wenig gentlemenlike ausgehen hätten. Keine Sympathie für sie!

Der Anfall war eigentlich für unsern Zug geplant, der sehr hohe Werthbeträge mit sich führte und der fahrplanmäßig in Cimerion halten soll. Es war gerade deshalb die Anordnung getroffen worden, daß derselbe direkt durchfahren und der vorhergehende Zug Nummer drei die Zwischenstationen bedienen sollte. Auch davon hatten die Räuber rechtzeitig Kenntniß bekommen; die größere Beute mußte ihnen so entgehen, sie suchten sich so viel wie möglich an dem vorangehenden Zug zu erholen.

Auch unserem Zuge sollte mindestens eine kleine Entschädigung für das entgangene Abenteuer zu Theil werden. An einer kleinen Nebenstation wartete ein zweispänniger Wagen, aus dem ein junger Mann stieg, der ruhig im Waggon Platz nahm. Der Zug war schon im Rollen, als ein Mann zu Pferde ansprengte, das Pferd seinem Schicksal

überließ und sich gleichfalls in dem Waggon placirte. Der Mann sah sehr einfach und geschäftsmäßig aus, Niemand nahm weiter Notiz von ihm, während er die Mitreisenden musterte.

Mit einem Male stand er vor dem jungen Manne, richtete einen Revolver auf ihn und kommandirte:

Hands off! (Hände in die Höhe.)

Der Angesprochene war mit den Gebräuchen des Landes offenbar hinreichend vertraut, er zögerte nicht einen Augenblick, der Aufforderung Folge zu leisten. Jedes Zögern hätte alsbald sein Schicksal besiegelt.

Der Mann mit dem Revolver gab sich zu erkennen; es war der Sheriff, der Polizeibeamte der Gesellschaft. Sein erster Griff war nach dem Revolver des jungen Mannes — es fanden sich noch drei Schüsse darin. Dann hatte der Sheriff mit erstaunlicher Raschheit um die aufgehobenen Hände ein Paar Handcuffs gelegt. Und nun war die Zeit zu weiteren Explikationen gekommen.

Der junge Mann, — er hatte ein blondes Schnurrhärchen, ein nordisches Gesicht und sah am ersten einem Schweden ähnlich — hatte den Reffen des Spielhalters in einem Minencamp erschossen. Eine Spielgeschichte, komplizirt durch einen Streit um ein Mädchen. Das hatte den Sheriff auf die Beine gebracht, einen Mann, der offenbar seine Geschäfte versteht und der rasch die Spur des nach der That Entflohenen gefunden hatte. Die nächste Station war Begegnungspunkt der Züge. Der Sheriff zog mit seinem Gefangenen ab und konnte wohl noch bei dem Rücktransport den Wagen benutzen, in dem dieser sich geflüchtet hatte.

Der Mensch ließ alles mit einem höhnischen, bösen Lächeln über sich ergehen. Als er abgeführt wurde, grüßte er spöttisch die Damen, die darüber sehr entrüstet waren. Die Meinungen über das weitere Schicksal des jungen

Mannes waren in der Reisegeſellſchaft getheilt. „Er wird gehängt,“ meinten die Einen. „Oh no,“ entſchied ſich die Mehrzahl, „er wird ſchon den richtigen Advokaten finden“.

Das Menſchenleben hat in dieſem Lande einen ganz anderen Werth als den bei uns üblichen. Der Amerikaner ſcheint es weder bei ſich noch bei Anderen viel zu achten. Man ſieht indeſſen, daß es auch in dieſem wilden Lande eine Polizei giebt, der es gelingt, einen Verbrecher oft raſcher dingfeſt zu machen, als es manchmal ſelbſt in Berlin vorkommt.

Dann ſchleuderte unſere Lokomotive noch eine Kuh mit ihrem Kuhkatscher himmelwärts, die den Bahndamm überſchreiten wollte, als der Zug ſchon in eine Station einrollte. Die Kuh überſchlug ſich einige Male in der Luſt und brach beim Fallen die Beine. Ein kläglicher Anblick.

Das war Alles. Sonſt iſt nichts Bemerkenswerthes mit dem Zuge paſſirt. Es waren Bilder, die der Szenerie der Gegend entſprachen. Hier erregen ſie keine längere Aufmerkſamkeit, ſie ſind allzu gewöhnlich. Es bedarf hier ſtärkerer Anregung. Heute bringen die Zeitungen die Beſchreibung eines Kampfes zwiſchen der Truppe des Sheriffs und zwei Bahnräubern, die ſeit vorigem Sommer verfolgt werden, die nicht weniger als ſieben Polizeimänner außer Gefecht geſetzt haben. Der eine Räuber wurde verwundet und gefangen. Die Zeitungen bringen ſein Bild in ganzer Figur; er ſteht auf ſeine Flinte gelehnt, wie der Räuber Rinaldi, der andere Räuber entkam . . .

Der Uebergang aus der Wüſtenregion nach den Prachtwäldern und Weizenfeldern von Kalifornien hat etwas, was an den Ueberſtieg der Alpen nach Italien hinab erinnert. Die Idee iſt dieſelbe, aber die Ausfühung doch eine grundverſchiedene. Auf dem Weſtabhang des Gebirges, das man überſtiegen hat, ſetzt eine urkräftige Pflanzenwelt ein. Statt

der Nuß- und Kastanienbäume wuchert der groteske Juka-
baum zwischen meterhohen Raktus- und stacheligen Haide-
büschen. Etwas Afrikanisches in der Vegetation. Wo aber
das Wasser hinzutritt, da ziehen sich die Reben in langen
Reihen, setzen die Drangen und Citronen ein, bis dann
unten in der Ebene das ausgebreitete Thal wie ein Garten
daliegt.

Wie wohl findet man sich, wenn wieder Menschenwerk
beginnt, Ordnung, Pflege an die Stelle des fessellosen
Waltens der Naturkräfte tritt. Wir fühlen es, daß unsere
Logik doch eine andere ist als die, nach welcher die Natur
sich auslebt.

Und jetzt sind wir auf der gebreiteten Ebene hinter dem
Gebirge. Sind wir auf der italienischen Ebene hinter
Verona? Aber dann ruft die Vegetation uns die sich heran-
ziehende Hügellandschaft Siciliens zurück. Und mit einem
Male bricht wieder die kalifornische Wildniß durch. Denn
ihr hat Menschenkunst durch künstliche Bewässerung eben
diese Wunder abgerungen, und wo diese stockt, da ist wieder
Wüste. Aber seltener und seltener werden diese Däsen der
Unkultur; bald werden sie ganz verschwunden sein.

Die Zusammenfassung großer Kapitalkräfte in Aktien-
gesellschaften hat dieses Land zu dem, was es ist, gemacht;
sie hat ihm ihr Siegel aufgedrückt, die Latifundienvirth-
schaft. Wir fuhren durch ein Weizengebiet von 120 000 Acres,
einer einzigen Gesellschaft gehörig.

Hier reiht sich Station an Station, elegante Villen sind
in die Fruchtgärten eingestreut, wie im alten Lande. Die
demokratische Gleichheit der Ruppigkeit, die in dem durch-
fahrenen, wilden Gebiet vorherrscht, ist verschwunden. Man
sieht, daß es hier zwei scharf geschiedene Menschenklassen
gibt — den aristokratischen Besitzer und den Arbeiter —
durch eine schier unübererschreitbare Kluft getrennt.

Der Deutsche ist in allen Erscheinungsformen und Stämmen in unserem Zuge vertreten. Ein Weingutsbesitzer aus Bingen; ein Hinterwäldler und Heerdenbesitzer aus Westfalen; ein deklassirter Offizier, jetzt Herrschaftskutscher, aus Schwaben mit einem traurigen, erschlagenen Gesichtsausdruck; ein Tabaksfabrikant aus Posen; ein Ackerknecht aus dem Altenburgischen; ein Regierungsschreiber aus Königsberg; und wer nicht Alles noch. Alle kommen sie an uns heran und freuen sich, aus unserer Ansprache einen Hauch der alten Heimath zu verspüren. Wie ein dichtes Netzwerk durchzieht das Deutschthum auch dieses Gebiet.

Von übergroßer Hitze sind wir verschont geblieben, aber die Temperatur wechselt beständig, bis wir im Abendschimmer zuerst den Pacific sehen; er legt uns den Gedanken nahe, daß dieses Land schon sein Angesicht dem fernen Osten zuwendet, daß Japan und China hier nicht viel weiter sind als Newyork.

Das Land der Phäaken. Der Traum des Kaliforniers.

Los Angeles, 10. Juni.

Sa, das ist das Land der Phäaken, Los Angeles! wie es der selige Homer sang, abgesehen von König Ufinoos und Prinzessin Naufikaa. Die letztere haben unsere jungen Freunde, wie sie seufzend gestehen, trotz allem Umschauen noch nicht entdecken können. Ueber den graubärtigen König hätten sie sich schon leichter trösten können. Paßt auch nicht in eine Republik, wengleich die Amerikaner auf royalties geradezu närrisch sind.

Phäakenland! Laßt uns leicht das fröhliche Leben genießen! Das steht auf der Landschaft und jedem Menschengezicht!

Denn hier spendet die Natur mit vollen Händen, Orangen, Citronen, Wein, Früchte aller Art, Oliven, Weizen und Dollars — man muß nur Platz zum Stehen gefunden haben — es ist noch mächtig viel darin vorhanden — und die Hände aufmachen.

Man weiß nicht, was lieblicher hier ist, die kleinen Holzhäuser oder die ausgeführten Villen; auf beide schüttet die Natur hier ihren vollen Schmuck, überfäet alles mit Blumen, mit stolzen Palmen. Hätte ich doch etwas von

den Coniferen, die sich nur geduldet dazwischen hervor-
drängen, in meinem kleinen heimischen Garten.

Die Natur hat nur auf das Wasser gewartet, das man
der Ebene jetzt von den Bergen zuführt und sie ist mit auf-
gesparter Urkraft ausgebrochen. Der Mensch hat nichts zu
thun, als die Stecklinge zu setzen, Baum und Reben und
dann wachsen zu lassen und zu ernten.

Das Klügste, was er in der Zwischenzeit thun kann, ist
im Schatten seines Hauses zu ruhen und Cigarren zu
rauchen. Dies Rezept ist hier gut verstanden und wird ge-
treulich ausgeführt.

Oder man wandelt Abends durch die hell in Elektrizi-
tät strahlenden Hauptstraßen; es klingt und singt von allen
Seiten — nicht immer melodisch —; der Süden bringt es
so mit sich. Vor den Bars sammelt es sich in dichten
Klumpen bis auf die Straße hinaus.

Was thun aber diese Menschen? Denn selten sieht
man jemand arbeiten.

Sie leben.

Eine Sache, die im Osten und bei uns sehr selten ist.

Alle diese Häuser und Villen gehören Leuten, die mittel-
los hierher gekommen sind — der eine als verlaufener
Schiffsjunge, der andere als Kellner oder als Barbier, als
Handwerksgefelle; Verfrachte und Schiffbrüchige aller Art
haben hier ihr glückliches Heim gefunden, sind reich und
groß geworden. Denn auch die Stadt Los Angeles ist auf-
geschossen wie ein Rebhuhn, der in den Boden gesteckt, im
zweiten Jahr schon Ernte bringt.

Ein Kranz von Städtchen zieht sich um Los Angeles
herum, wie Weißensee, Lichterfelde, Grunewald um Berlin.
Überall taucht aus den Orangenhainen irgend etwas auf.
Die hervorragenden Spitzen werden durch Riesenhotels
okkupirt, mit ihrem lustigen Palastäußern und ihrem kläg-

lichen Inhalt. Denn die Aerzte der Vereinigten Staaten haben angefangen, sich ihrer Unheilbaren nach Los Angeles zu entlasten.

Man nennt das hier ein Winterressort.

Ein solcher Ort ist zum Beispiel Posadena. Vier Kirchen bereits und kein einziges Bierhaus! Eine unbezahlbar hohe Steuer schließt den Verkauf von Spirituosen aus. Aber der Fall ist nicht verzweifelt — wir fordern Chokolade und der verständnißvolle Wirth bringt eisfrisches St. Franciscobier vom Faß. Er erwartet den Beweis, daß die Flüssigkeit, die wir getrunken, nicht Chokolade war. Derselbe wird erfahrungsmäßig unter der Unterstützung intelligenter Polizeibeamten nie erbracht. Vielleicht gehört die Bar auch dem Polizeioffizier selbst. Wer weiß? So etwas kommt vor.

Stadt San Diego, Stadt Los Angeles, Fluß San Joaquin — man sieht, daß die Priester hier gegründet haben. Aber ihre Gründung ist von der Hochfluth germanischer Einwanderung überwältigt worden — nur hier und da taucht an abgelegenen Plätzen, reliquienähnlich, ein letzter Halt katholischen Spanierthums auf. Eine alte Missionskirche, daran ein Haufen mehr oder minder vernachlässigte Häuschen; darinnen Mexikaner und Pueblo-Indianer, die sich vertragen und vermischen. Dagegen repräsentirt die katholische Kirche englischer Zunge mit einem stolzen Prachtbau. Eingesprenzt in solche verlorene Orte, findet man auch regelmäßig ein paar Franzosen, freundliche, lebenswürdige Leute, die über die schlechten Geschäfte klagen, Existenzen, von dem gewaltigen Strom des wirtschaftlichen Lebens, in dem sie sich nicht behaupten konnten, an einen solchen verlassenem Strand geworfen. Merkwürdig ist, wie sich hier Alles gruppirt!

Wo Stadtgebiet und Villenkolonien aufhören, beginnen

die großen Ranchos. Wir besuchten einen unter der Führung eifrig bemühter Gastfreunde. Der Rancho gehört einem früheren Kellner, dem Besitzer eines Riesenhotels in St. Franzisko. Vierundsechzigtausend Acker Landes sind hier unter Kultur. Und was für Kultur. Nebenselder von unübersehbarer Ausdehnung, Wälder von Orangen-, Citronenbäumen und Wallnüssen, Pflanzungen von Oliven (der brennende Baum in Kalifornien!), Gerstenfelder, deren Wuchs, halbreif geschnitten, als Viehfutter dient. Der Boden ist verwitterter Granit, wie er zum Beispiel bei uns im Norden auf dem baltischen Landrücken liegt. Weizenbau ist hier nicht. Denn schon beginnt sich hier die Bodenbewirthschaftung zu spezialisiren. Dagegen gestattet sich der Besitzer den Luxus eines Gestütes für Rennpferde. Alljährlich hält er eine berühmte Auktion seiner Zährlinge; er hat in der letzten, wie die Zeitungen berichteten, an den Besitzer des leitenden Rennstalles in Newyork einen Zährling um 25 000 Dollars verkauft. Wir bewundern die fünfzehn Zährlinge, die jetzt noch in den Ställen stehen, schöne Erzeugnisse der australisch-englisch-arabischen Zucht.

Die Krone des Ganzen ist natürlich das Herrenhaus; es ist von unbedeutender Holzarchitektur, aber so von Wasser umrauscht, von Bergen eingeschlossen, mit Blumen überschüttet, von tropischen Bäumen umschattet, daß einem unwillkürlich der Gedanke kommt, ob man hier nicht sein Leben verträumen möchte. Hier oder nirgends muß die menschliche Idylle sich abspielen! Schwerer Irrthum! Die junge Dame, die uns empfangen, die Tochter des Besitzers, ist mit dem Clerc des Gasthofs ihres Vaters in St. Franzisko durchgegangen — eine amerikanische Dame würde es für eine Schande halten, nie irgend ein Abenteuer erlebt zu haben —, sie wurde von dem erzürnten Vater verstoßen, trieb sich mit ihrem Gatten eine Zeit lang in ärmlichen, be-

drängten Verhältnissen herum, bis der erweichte Vater das Paar wieder in Gnaden annahm und die junge Missis wieder unter dem Schatten des väterlichen Palmenhains sich im Schaukelstuhl wiegt und sinnt und sinnt — auf was? Das sagen natürlich die Zeitungen nicht, die über die Entführungsgeschichte ausführlich und fortgesetzt berichtet haben.

Das muß man in den brennenden Augen der jungen Frau lesen, denn hier erhält Alles den timbre des Südens. Wir hatten nicht Zeit, das zu enträthseln, denn all unser Treiben hier hat etwas Athemloses. Aber die Idee der Idylle war uns zerstört.

Giebt es auch Deutsche in Los Angeles?

Welch eine Frage! Sie sind in der Union wie das Del, das überall oben auf schwimmt. In den Verkehrsgewerben sind sie die leitende Klasse, auf den Eisenbahnen hier zu Lande kann Einer drei zu eins wetten, daß der Nachbar ein Deutscher ist. Auch der Besitzer des großen Gasthofes in Los Angeles ist ein Deutscher. Und auch Meister Müdecke, der sich uns vorstellt, ist einer.

Ja, er ist in manchen Beziehungen ein typischer Mann. Ein guter Kerl, aber in Geschäften würde ich mich doch vor ihm in Acht nehmen. Wie sollte er sonst mit den verschlagenen Yankee's fertig werden! Er hat ein Holzgeschäft, einen Möbelstore, Terrains in und außer der Stadt — zweifellos ein ungemein wohlstehender Mann. Er ist dem Sande der Mark entsprossen, fast noch in dem Dunstkreis von Berlin. Als Tischlergeselle ist er herübergekommen, hat, wie er von sich rühmt, dreimal Pleite gemacht, ehe er festen Fuß gefaßt hat. Er wäre mit seinen natürlichen Gaben jetzt auch Hausbesitzer in Berlin und Wähler erster Klasse. Er ist ungeheuer großschnauzig.

Er erzählte uns die Geschichte seiner Reise nach der alten Heimath, nachdem er ein schwer reicher Mann ge-

worden ist. Ich weiß nicht, ob er diese Reise wirklich gemacht hat, ich habe sogar Zweifel daran; ich habe eine Idee, daß er diese Geschichte so oft erzählt hat, bis er sie selbst glaubt. Aber sie ist ungemein charakteristisch für den Ideenkreis, in dem er und viele seinesgleichen in Bezug auf das alte Vaterland leben. Man könnte Rüdecks Bericht den Titel geben: Der Traum des Kaliforniers, oder: Nachdem ich reich geworden.

Rüdecke ist natürlich militärflüchtig. Die Preußen vergessen nichts, da wird alles aufgeschrieben. Aber Rüdecke weiß sich zu helfen. Er bringt in sein Städtchen ein großes amerikanisches Sternenbanner mit, das er über dem Häuschen seines Vaterhauses aufzieht. Staunen und Scheu ergreift Alle, die es sehen; den Gendarm und Polizisten, die trotzdem in das Häuschen eindringen, macht er betrunken und wirft sie dann hinaus. Endlich erscheint der Bürgermeister in eigener Person; aber er kommt nur, um den verehrten Landsmann zu besuchen und sich von ihm über die Wunder Kaliforniens erzählen zu lassen.

Rüdecke ist ungeheuer edel. Nächstdem, daß er Eltern und Anverwandte mit Geld und Landankauf unterstützt — seine Mittel erlauben ihm das — sucht er auch alle seine alten Schätze auf. Er hat deren mehr, als Inspektor Bräsig von sich rühmt. Sie sind alle verheirathet, aber ärmlich und verkümmert, und ihre Männer erscheinen ihm seiner eigenen, blühenden, wohlkonjervirten und noch auf eine lange behagliche Zukunft berechneten Persönlichkeit gegenüber ältlich und ausgelebt. Auch hier thut er seine milde Hand auf. Er läßt auf den Tischen, die sonst höchstens Speck zu den Kartoffeln sehen, Braten zu fünf Thaler auftragen und zerschneidet sie in Stücke, die die schaurige Wonne der Familie bilden. Von den Kindern beschenkt er die Mädchen mit Schmuck und Kleidern, die Jungen werden

zum Konditor geschickt mit der Erlaubniß, Alles aufzueffen, was sie dort finden. Herr Rüdcke wird es bezahlen. Die alten Schätze, das dicke Hannchen, des Schulmeisters Tochter, die blonde Anna und wie sie alle heißen, erhalten warme Wintersachen, Mäntel und Schuhe; sie weinen an seinem Hals vor Schmerz und Wonne.

Am 4. Juli, dem amerikanischen Nationalfesttag, versammelt er die ganze Jugend des Städtchens; unter Vortritt von Musik, unter Entfaltung des Sternenbanners wird sie vor die Stadt geführt und abgefüttert, bis sie nicht mehr können.

Es wird spät und Rüdcke wird benachrichtigt, daß weitere Musik bei zehn Thaler Strafe verboten ist. Was macht ihm das! Er wirft zwanzig Thaler auf den Musikantentisch. „Zehn Thaler für Euch und zehn Thaler für die Polizei!“ Und der Jubel geht erst recht los.

Auch dankbar ist er. Ein berühmter Professor hat ihn seiner Zeit als armen Gefellen umsonst von einer Augenkrankheit geheilt. Er fährt bei ihm vor und läßt sich melden, während seine Studenten um den Professor versammelt sind. „Ich komme, Herr Geheimrath, um eine alte Rechnung zu begleichen.“ Der Professor kann sich zuerst nicht erinnern, dann aber fällt ihm der interessante Fall ein. „Lassen Sie sich,“ sagte er zu seinen Studenten gewendet, während er nach einigem Weigern die großmüthige Bezahlung nimmt, „lassen Sie sich diesen Vorgang zum Beispiel dienen, daß Dankbarkeit selten ist, aber doch in der Welt vorkommt. Es wird Ihnen zur Aufmunterung dienen, in Ihrem zukünftigen Berufe Unbemittelte unentgeltlich zu behandeln.“

Der Professor lädt ihn zum Diner ein und nimmt ihn zum wissenschaftlichen Kongreß nach Dresden mit, wo er im Kreise der größten Gelehrten seiner Zeit großartig lustige Tage verlebt.

Aber auch seine alten Feinde hat Rüdecke nicht vergessen. Da ist vor Allen der Hauptmann von den Vierundzwanzigern, der ihn bis aufs Blut gequält hat, der ihn im Sonnenbrand in der dicken Montirung mit vollem Gepäck durch den Sand marschiren ließ, daß der Sand in die Stiefel hineinließ, anderer Schandthaten nicht zu gedenken. Der Hauptmann ist längst pensionirt, die Hand des Schicksals hat ihn auch ohne Rüdecke schwer getroffen. An einer unheilbaren Krankheit leidend, liegt er zu Bette. Trotz des Burfschen, der ihn zurückweisen will, dringt Rüdecke bis zum Hauptmann vor: „Ich bin Rüdecke,“ sagt er mit stolzer Haltung zu dem erstaunt und ängstlich ihn anblickenden Hauptmann, „Rüdecke von der sechsten Kompagnie, dem Sie die Strafwache zudiktirt. Erinnern Sie sich, was Sie mir gethan, an Meyer, dem Sie den Gewehrkolben auf die Zehe stießen, daß der Brand hineinkam und er, der einzige Sohn reicher Fabrikanten, in seiner Blüthe dahinsterven mußte, erinnern Sie sich an Lehmann, den Sie in die Strafflasse gebracht und dadurch zum Säufer gemacht haben? Jetzt ist der Augenblick der Rache gekommen.“

Schon hat Rüdecke seinen Arm erhoben, um ihn auf den Hauptmann niederfallen zu lassen, da erbarmt ihn dessen Krankheit: „Ich überlasse Sie der Strafe des höchsten Richters,“ sagt er und verläßt finster blickend und festen Schrittes das Zimmer.

Das ist der Traum des Kaliforniers, die Geschichte von Rüdeckes Triumphreise, so wie sie jedenfalls in seiner Phantasie existirt. Auch sie treibt in diesem wunderbaren Lande üppige Blüten . . .

Nur ein bitterer Tropfen ist in den Lebenslauf Rüdeckes gefallen. Seine Frau ist fromm und zwingt ihn, jeden Sonntag in die Methodistenkirche zu gehen und den Reverend in seinem Hause zu empfangen. Ganz abgesehen von

den frommen Theeabenden und Picknicks, die der an lustigere Gesellschaft und stärkere Getränke gewöhnte Rüddecke mitmachen muß. Er rächt sich dafür bei uns durch unbändiges Schimpfen auf die Pietisten und Mucker und durch böshafte und gottlose Wiße über die heiligen Schwestern und Brüder.

Er ist im Uebrigen sehr vorsichtig, aber mit den höheren Mächten macht er durchaus keine Umstände — das heißt, wenn die Frau nicht dabei ist; dieser Außenberliner in Kalifornien.

Frau Potter-Palmer.

San Francisco, 17. Juni.

Ist die Frau in Amerika der kommende Mann, der Mann der Zukunft? So fragt ein amerikanisches Blatt halb spöttisch, halb besorgt. Es rechnet aus, daß bei Verleihung des Stimmrechts an die Frauen die Männer eine geborene Minorität sein würden. Dringend scheint diese Gefahr allerdings noch nicht zu sein — trotz des Frauentags.

Am liebenswürdigsten und gewinnendsten wurde die Frauenbewegung in Chicago durch Frau Potter-Palmer repräsentirt. Ihr weltmännischer Takt, ihr gesunder Menschenverstand hat über viel Uebertriebenes und Barockes hinausgeholfen, was in den von ihr geleiteten Frauenversammlungen an den Tag drängte. Man sah stets die Frau und die Lady vor sich. Sie gab den Beweis, daß man sich mit den höchsten Fragen der Menschheit, auch als Frau, beschäftigen kann, ohne auf die Kunst des Gefallens, namentlich auch auf die Kunst der Toilette zu verzichten.

Frau Potter-Palmer ist die Frau des Besitzers des großen Palmerhauses, des ersten der großen Hotels von Chicago. Ich habe eine Ahnung, als habe sie an der Hand der Frauenbewegung die vielleicht noch geringe Schranke passiert, die sie von der allerersten Chicagoer Gesellschaft

trennte, denn die amerikanische Demokratie, auf den ersten Anblick nur eine Masse, ist mit dicken Barrieren und dünnen Zwirnsfäden durchzogen, welche wie Festungen vertheidigt werden. Der letzte Zwirnsfaden ist überall am schwersten zu passiren. Jedenfalls besitzt Frau Potter-Palmer während der Ausstellung die hervorragendste Stellung in der Chicagoer Frauenwelt, man hat sie die Königin von Chicago genannt. Wo sie bei einer Gelegenheit fehlt, ist eine Lücke, und wo sie erscheint, ist ein Sammelpunkt.

Die Ansprachen, die sie hält, zeichnen sich durch Einfachheit und unverkennbare Gediegenheit aus. Leider behaupten, Frau Potter-Palmer lasse sich ihre Reden von irgend einem Dritten komponiren. Man hat dasselbe von manchem berühmten Redner behauptet. Aber schon die richtige Auswahl der helfenden Hand verlangt jene Unterscheidungsgabe, an der Alles hängt. Frau Potter-Palmer hat sie gezeigt.

Diese Lady von Chicago hat in ihrer Leitung der Frauenbewegung eine Schule begründet, die sich vortheilhaft von der des Ostens, von der der Damen von Boston auszeichnet. Sie weiß die Fehler derselben, das überquellende Erhabenheitsbewußtsein, die drückende Ueberlegenheit höchster Vorzüglichkeit, das unausgesezte Ausströmen von Maximen und Tendenzen zu vermeiden. Sie versteht es, das allzu Ausgreifende und Wolkenstürmende auf den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes zurückzuführen.

Ich wünsche auch der deutschen Frauenbewegung Führerinnen von der Art der Frau Potter-Palmer.

Ich hatte Frau Potter-Palmer außer bei den von ihr präsidirten Versammlungen und den offiziellen Empfängen wiederholt in den Eisenbahnwaggons gesehen, in denen sie ihre Fahrt nach der Ausstellung machte. Ihre Sekretärin begleitete sie; sie benutzte die Fahrzeit zur Erledigung einer

aus vielen Mappen quellenden Korrespondenz. Ich hatte indessen Chicago nicht verlassen wollen, ohne mich der Dame persönlich vorgestellt zu haben. Auf meine Anmeldung wurde ich auf neun Uhr Morgens in ihr Haus bestellt.

Auch die Wahl einer solchen Stunde ist bezeichnend.

Frau Potter-Palmer bewohnt in der Seestraße von Chicago, im Norden der Stadt, eine große Villa, man könnte sie beinahe ein Palais nennen. Ein Haus von braunen Haussteinen mit Thürmen und Zinnen, wie eine Bergfestung — in dieser Umgebung etwas wunderbar. Es zeichnet sich selbst unter den von Luxus starrenden Häusern der Chicagoer Geldaristokratie durch die Pracht seiner inneren Einrichtung aus. Marmor, Erz, geschnitztes Holzwerk bekleiden Decken und Wände, Kunstwerke aller Art sind überall zerstreut. Das Ganze macht indessen nicht allzu sehr den Eindruck des Ueberladenen.

Es war in dem Haus doch noch sehr früh, als ich trat; Frau Potter-Palmer entschuldigte sich lächelnd, daß die Spuren des Empfanges, der in der Nacht mehr als tausend Personen durch diese Räume hatte ein- und ausfluthen lassen, noch nicht ganz verwichen seien. Sie selbst war bereits in voller Rüstung und zum Ausgehen fertig.

Frau Potter-Palmer ist etwa vierzig Jahre alt, das braune Haar schon leicht mit weißen Fäden durchzogen, die Gestalt eher klein und zierlich, das Auge dunkel und lebhaft, die gewandte Weltkame, die es versteht, jede Situation für sich und andere behaglich zu machen.

Unser Gespräch wandte sich natürlich alsbald der Frauenbewegung zu.

„Wir erwarten kein unmittelbares Ergebniß von dem Frauentag,“ meinte Frau Palmer, „so großartig die Dimensionen sind, die er angenommen hatte. Das ist ausgeschlossen. Aber auf eine gewaltige Stärkung der Bewegung dürfen

wir hoffen. Der Weg, den wir zurückgelegt haben seit den schwachen Anfängen nach dem großen Krieg, ist geradezu unvergleichlich. Das Wesentliche bleiben doch immer die unmittelbar erreichbaren Ziele. Die Kräfte der Frauen sollen nicht nur für sie selbst, sondern für das ganze Gemeinwesen nutzbar gemacht werden. Es ist so außerordentlich viel in unserem Lande zu schaffen und zu bessern. Warum sollen die Frauen nutzlos am Wege stehen!“

Wie es mit dem Stimmrecht der Frauen stehe,“ frug ich.

Frau Palmer lächelte: „Das überlassen wir der Zukunft. Es ist so viel Dringenderes zu thun.“

„Ja, wir haben viele Gegner im Lande,“ fuhr die Lady fort, „den größten allerdings — die Gleichgültigkeit der Frauen selbst — den sind wir auf dem Wege zu überwinden. Aber wir haben die Presse gegen uns; sie deckt uns zwar mit Komplimenten zu; doch unter dieser leichten Blumendecke liegt eine hartnäckige Ablehnung unserer Ziele. Die unteren Schichten, die Arbeiterorganisationen, sind uns gewogen. Die Fabrikanten indessen widerstreben der Ausdehnung unserer Organisationen auf die Fabrikarbeiterinnen. Unsere Thätigkeit ist jetzt eine wesentlich organisirende, wir überziehen das Land mit einem dichten Netz von Frauenvereinen; dann haben wir die große Menge von Männern vor uns, die den Ernst und die Dringlichkeit unserer Bestrebungen immer noch nicht anerkennen wollen. Wir müssen uns auf eine lange und mühsame Arbeit einrichten.“

Wir kamen auf die Stellung zu sprechen, welche die Frau im Allgemeinen in der amerikanischen Welt einnimmt.

„Ist nicht,“ frug ich, „eine Verschiebung des Verhältnisses sichtbar, seit die Frauen mehr und mehr auf Plätze einrücken, die sonst ausschließlich den Männern vorbehalten waren, seit der Wettbewerb der Frauen mit den Männern sich immer mehr accentuirt?“

Ich glaubte die Beobachtung gemacht zu haben, daß das entgegenkommende ritterliche Verhalten der Männer dem weiblichen Geschlecht gegenüber überall in Amerika wesentlich nachgelassen habe. In den überfüllten Eisenbahnwagen hatte ich die Männer gleichgültig und ihre Zeitung lesend sitzen bleiben sehen, während stehende Frauen den Gang füllten, etwas was früher unerhört war.

Frau Potter-Palmer stellte in Abrede, daß sich in dieser Beziehung irgend etwas verändert habe. Sie konnte mich indessen dem gegenüber, was ich selbst gesehen, nicht überzeugen.

Ein paar Tage später brachten, wie um meine Beobachtung zu bekräftigen, die Zeitungen die Mittheilung, daß die Tochter des Herzogs von Beragua, ein Ehrengast Chicagos, mit ihrer Begleiterin die Eisenbahnfahrt stehend zurücklegen mußte, bis endlich ein Herr sie erkannte und ihr seinen Sitz anbot.

Auch auf die deutsche Frauenbewegung kamen wir zu sprechen und auf den praktischen, den Nützlichkeitszweck, der sie gegenüber der amerikanischen Bewegung charakterisirt, die allgemeine und ethische Ziele in den Vordergrund rückt. Frau Potter-Palmer sprach sich mit unverkennbarer Rückhaltung aus. Ich mußte ihr gestehen, daß die Frauenbewegung zwar in Deutschland manche Fortschritte mache, aber nicht im Verhältniß zu den vorhandenen Bedürfnissen und zu den verbreiteten Ueberzeugungen. Sie ist offenbar nicht überall genügend geleitet und in den richtigen Händen, die Führerschaft hat vielfach etwas Cliquenthaftes angenommen, sie scheint hier und da selbst mehr auf ein eifersüchtiges Zurückdrängen, als auf ein eifriges Hereinziehen aller, namentlich auch der jüngeren Kräfte gerichtet.

„Was ich von der deutschen Frauenausstellung halte,“ frug mich Frau Potter.

Auch hier mußte ich gestehen, daß dieselbe außerordentlich weit davon entfernt sei, irgend zu zeigen, was deutsche Frauenarbeit leistet. Trotz einzelner sehr anerkennenswerther Ausstellungen, zum Beispiel der von Frau Hedwig Heyl-Charlottenburg, konnte ich das Ganze nur als ungenügend und dürftig bezeichnen.

Ich hätte auch auf die Thatfache hinweisen können, daß für die Bethätigung der fürstlichen Frau, die seit Jahren ihre Kraft in so hervorragender Weise und mit so großem Erfolg für die Verbesserung des Looses der Frauen eingesetzt hat, ein Platz bei dieser bedeutsamen Gelegenheit nicht gefunden worden ist.

Das hat sich in mehr als einer Beziehung zum Schaden der Sache fühlbar gemacht.

Und so ist es gekommen, das Deutschland, das fast auf allen anderen Ausstellungsgebieten eine führende Rolle genommen hat, in den Frauenangelegenheiten, Versammlungen und Ausstellung nahezu verschwunden ist.

Die Repräsentationspflichten, welche Frau Potter-Palmer ihre leitende Stellung, namentlich den hervorragenden Frauen gegenüber auferlegte, die die Ausstellung besuchten, werden von ihr eifrig geübt. Sie mußten sich natürlich auch gegenüber der Prinzessin Gulalia — Schwester des verstorbenen Königs Alfons XII. und Tante des königlichen Babys von Spanien — geltend machen. Die Persönlichkeit dieser originellen Dame war mir schon von Madrid aus bekannt, wo unzählige Anekdoten über sie im Umlauf waren. Meine Fahrt nach dem Pacific hat mich um das Vergnügen gebracht, sie in der eigenartigen Umgebung beobachten zu können, in die sie hier als Vertreterin des spanischen Königthums gerathen war. Ich habe indessen noch genug von Augenzeugen erfahren, um mir von den vielfach pikanten Vorgängen ein Bild machen zu können, welche das Zu-

sammentreffen der amerikanischen Demokratie mit spanischen Hofgewohnheiten bezeichneten.

Donna Gulalia ist, um ein Goethe'sches Wort zu gebrauchen, ein kleines wuscheliges Prinzeßchen, zierlich und angenehm zu sehen, etwas heller gerathen, als ihr armer Bruder, mit einer entschiedenen Neigung zur Unabhängigkeit in allem ihrem Treiben. Sie ist neuerdings verheirathet mit einem Better, einem Sohne des Herzogs von Montpensier, denke ich; von dem Manne ist indessen nie die Rede, er geht so nebenher mit; Amerikaner haben ihn ganz ernsthaft als Mr. Gulalia bezeichnet. Man kann es ganz gut begreifen, wie die Prinzessin mit der amerikanischen Gesellschaft in Konflikt gerathen mußte, mögen die Zeitungen die Details auch mannigfach übertrieben haben. Die Prinzessin hatte sich ihr Programm vorgezeichnet: so wenig wie möglich offizielle Behandlung. Wenn aber — dann genau so, wie es dem spanischen Selbstgefühl und der spanischen Etikette entspricht. Im Uebrigen ein zwangloses Gehenlassen und Auskosten amerikanischer Freiheit.

Die Amerikaner dagegen rechneten ganz anders. Sie stritten sich mit dem Hofmarschall der Prinzessin um allerhand Kleinigkeiten bei dem Empfang herum, in Besorgniß, ihrer demokratischen Haltung etwas zu vergeben. Auf der anderen Seite wollte die amerikanische Gesellschaft, hof- und adelstüchtig wie sie ist, aus der Prinzessin ein Schauspiel machen, an dem sie sich sonnen und mit dem sie prunken konnte. Die Prinzessin bekam das bald satt; sie lief von den Empfängen fort, wenn kaum die Hälfte Weizenbarone und Schlächtergrafen von Chicago präsentirt war, sie ließ, die sich zur Vorstellung drängten, stumm an sich vorüberziehen und gab in deutlichster Weise zu erkennen, daß sie sich sehr stark langweile und am liebsten ganz gehen lassen würde. Mit Vorzug hat sie sich im deutschen Dorf auf-

gehalten; deutsches Schwarzbrot und deutsches Bier gewannen ihre besondere Anerkennung. Sie saß gerade wieder einmal beim Frühstück im deutschen Dorf, als die Botschaft an sie gelangte, sie werde eben zu einem feierlichen Mahl im Administrationsgebäude der Ausstellung erwartet. Sie ließ höflich danken; sie befände sich durchaus wohl, wo sie sei.

Auch bei dem Empfang, den Frau Potter-Palmer der Prinzessin zu Ehren gab, soll es nach den Zeitungen zu einem Gloriat gekommen sein; Prinzessin Gulalia zeigte sich nur und fuhr wieder heim, zur traurigen Enttäuschung der prinzeffinlüsternen Gäste. Es war aber wohl nicht so arg; jedenfalls hat es Frau Potter-Palmer als eine geistreiche Frau nicht tragisch genommen. Am anderen Morgen erschienen die Prinzessin und Frau Potter-Palmer zusammen im deutschen Dorf, setzten sich in irgend eine trauliche Ecke und nahmen ihren lunch in deutschen Gerichten ein. Das Vergnügen der beiden Damen nahm allerdings ein Ende, als die Prinzessin erkannt wurde und ein dichter Menschenhaufe sich gaffend um sie sammelte.

Prinzessin Gulalia spricht ein gutes Deutsch. Sie hat, als sie sich beim Geschäftsführer des deutschen Dorfes verabschiedete, ihm erklärt, sie werde es dem deutschen Kaiser schreiben, wie gut es ihr im deutschen Dorf und der gesammten deutschen Ausstellung gefallen habe . . .

Eine von den wenigen hatte Frau Potter-Palmer den richtigen Ton dem spanischen Prinzeßchen gegenüber gefunden. Es waren wieder einmal die Gegensätze, die sich anzogen.

San Franciscoteute.

San Francisco, 21. Juni.

San Francisco ist auf einem Hügelland erbaut. Berg auf und Berg ab ziehen sich die Straßen. Das giebt, wenn man Abends von Oakland über die Bai nach der Stadt fährt, ganz eigene Effekte. Die Stadt präsentirt sich dann nicht wie Newyork in langen parallelen Feuerlinien — die Lichter glihern aus ihr wie bunte Steine in einem aus der Erde gezogenen schwarzen Felsblock. Am Tage beherrscht die graue Farbe des Felsblockes und der Häuser das Kolorit. Die Landschaft hat keinen großen Zug — man wird in dieser Beziehung in Kalifornien sehr verwöhnt — aber sie ist pittoresk und mannigfaltig. Die Bai macht wunderliche Wendungen; während der Fahrt verschieben sich unausgesetzt Meer und Bergeshäupter, die Felsen kommen und verschwinden. Es gemahnt das an die Einfahrt nach Athen, selbstverständlich ohne die klassische Erhabenheit und Einfachheit jener unerreichbaren Landschaft . . .

Eine neue Stadt — ein neues Räthsel!

Ueber das Neußere ist man ja rasch orientirt. Man durchfährt die Straßen, man steigt auf einen beherrschenden Punkt und sieht über das, was vor uns liegt, hinweg, wie über einen Ameisenhaufen.

Aber was da unten wimmelt, was da schafft und genießt, was da hofft und leidet! Die Menschen! Die Menschen!

Die Amerikaner haben allen ihren Einrichtungen einen eigenen uniformen Charakter aufgeprägt. Wer einen Gasthof kennt, kennt alle; eine Wohnung, eine Speisekarte sieht wie die andere aus, eine Zeitung wie alle übrigen. Vor allem sieht eine Stadt aus wie die andere. Wir sind im Land der Quadrate; die Staaten sind nach Quadraten ausgelegt, die Countys, jede einzelne Farm, wie sollten die Stücke nicht quadratisch sein! Alle gleichmäßig und nach einem Stil. Wie wenn sich Jemand bei einem Schneider gleichzeitig fünfzig Röcke nach demselben Schnitt bestellt hat; nur in der Farbe oder in dem Stoff etwas verschieden.

Ich habe mich vergeblich bemüht, in Franciscos Bauart etwas Besonderes auszufinden; hier und da ein leiser Anklang an spanische Kirchenarchitektur. Nur die Sonne, die Luft, das Meer, die Pflanzenwelt lassen sich nicht amerikanisiren, sie geben Francisco seine Eigenthümlichkeit.

Auch die Menschen können sich diesen Einflüssen nicht ganz entziehen, so fest sie sonst in das Yankeehafte abgestempelt sind. Des Abends wimmelt die Bevölkerung die Trottoirs der großen Straße, der Marketstreet, ab, wie in Barcelona die Rambla oder in Marseille den berühmten Cannebière. Selbst der südliche Knoblauch wagt sich hier schüchtern auf die Speisekarte.

Aber es ist doch nicht das . . . wir bleiben in Amerika.

Ich habe nicht eine Privatequipage gesehen — das schlechte Pflaster und das Auf und Ab der Straßen verbieten diesen Luxus. Damit fällt schon ein Erkennungszeichen der feinen Welt im Süden hinweg. Was sich auf

den Trottoirs drängt, ist klassirt wie überall. Am ersten bekommt man noch einen Einblick in die Gesellschaft von San Francisco auf den großen Ferrybooten, die nach den Sommerfrischen jenseits der Bai führen. In der Frauenwelt herrscht derselbe Typus wie überall in der Union. Der Blick ruht natürlich auf den führenden Gestalten unter den Frauen, das Mittelgut verschwindet. Jene aber haben immer nur die stolze Haltung, den kühnen Blick, die prononcirte und geschmackvolle Kleidung, welche die amerikanischen Ladys auszeichnet. Nur ganz vereinzelt etwas von dem Feuer und der leichten Grazie des Südens.

Kostbare Geschöpfe — nach jeder Richtung höchst kostbar, wie die hiesige Männerwelt klagt.

Die Hallen der ganzen Gasthöfe sind überall in der Union ein Versammlungsplatz der leitenden Persönlichkeiten; sie sind wie ein Forum, auf dem man sich in steter Fühlung mit den feinsten Bewegungen der öffentlichen Meinung hält; diesen Grundbedingungen jeden Erfolges in diesem Lande. Nirgends mehr als in San Francisco. Dort habe ich in wenig Stunden mehr präpotente Männer gesehen und gesprochen als man in Berlin in Tagen und Wochen erreichen könnte — Politiker, Rechtsgelehrte, Kaufleute.

Die Yankee's sind mit Recht wegen ihrer Verschlagenheit, ihrer smartness berühmt. Diese besteht aber mehr in dem, was sie verbergen, als in dem, was sie zeigen. Keine finsternen, hinterhältigen Mienen, das wäre gegen die allgemein angenommene Taktik, würde mißfallen und Verdacht erregen. Leicht und scherzhaft fährt man über die Dinge hin, bis die Gelegenheit kommt, fest zuzugreifen, dann aber haftet der Griff.

Ein trefflicher Orientirungsplatz sind auch die Salons des leitenden Photographen Mr. Taber. Auf den Wänden und in den Albums ist dort Alles versammelt, was in

Francisco zählt. Dort müssen sie stille halten, wenn man ihren Gesichtern das Geheimniß ihrer Existenz abfragen will. Nur ist es der ewige Jammer, daß die photographirten Gesichter der Frauen — namentlich der schönen — fragen: „Nun! was sagst Du nun dazu?“ Und die Gesichter der Männer sagen: „ich mache mir überhaupt nichts daraus.“

Die Ladys der Gesellschaft von San Francisco beziehen ihre Toiletten von Worth in Paris — das kann man annähernd feststellen, die Kunst, sie zu tragen, kann leider nicht mit verschickt werden; das ist in dem Lande der Reichgewordenen hier und da ein bedauerlicher Mangel.

Ich ließ mir das Bild von Klaus Spreckel zeigen, des Zuckerkönigs, wie er von seiner Stellung im Ring der Zuckerfabrikanten heißt. Seine Hand läßt sich in allen großen Unternehmungen Kaliforniens spüren. Er selbst weilt im Augenblick in Honolulu, wo er im Zuckerinteresse die Gegenbewegung gegen die Revolution und den Widerstand gegen die Annexion leitet. Ihm paßt es nicht, amerikanische Arbeiterverhältnisse auf Honolulu einzuziehen und die Labors Union an die Stelle der Kuliwirthschaft treten zu sehen. Kaum ein Zweifel, daß seine Millionen die Sache in Honolulu und Washington regeln werden. Ein derbes, viereckiges Westfalengesicht, in dem Alles geschlossen ist bis auf die Augen, die groß und forschend ausblicken. Eins der lieblichsten Bilder, die ich sah, ist die junge Frau Spreckel, eine südlich angehauchte Schönheit, soweit ich nach der Photographie urtheilen konnte.

Wie ich in dem Album berühmter Männer blätterte, erschien auch das Bild von Eduard Lasfer, im Antlitz schon die Spuren der tückischen Krankheit tragend, der er so bald nach seinem Besuche in San Francisco erliegen sollte. Armer Freund! Sein Tod war schicksalsvoller für die deutsche Politik, als mancher heute noch erkennen mag; er

hat mit den ihn begleitenden Umständen bis in den Fall seines bitteren Hassers, des Fürsten Bismarck, hineingespielt. Samohl!

Das Tabersche Album war indessen nicht das einzige Photographiealbum, das ich an diesem Tage in San Francisco sah.

In einer Stadt, in welcher die leitenden Zeitungen täglich im Durchschnitt zwölf bis fünfzehn Riesenspalten mit Mord, Raub und blutigen Skandalgeschichten füllen, ist man nicht in Gefahr, die Helden all' dieser Druckerchwärze zu übersehen.

In der Halle des Pallacehotels wurde ich dem Chef der Detectives von San Francisco, dem Kapitän Lys, vorgestellt. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an ihn; aber es bedurfte desselben gar nicht. Als Polizeimann weiß er, daß seine Stellung zum guten Theil auf seinem Verhältniß zur Presse beruht, und als leidenschaftlicher Bücherfreund ist ihm Jeder wichtig, der in irgend einer Beziehung zur Literatur steht.

An seiner rothigen Gesichtsfarbe und seinem sich gleichbleibenden Humor merkt man ihm den Engländer an. In der That ist er aus Australien herübergekommen, und an seine dortige Vergangenheit knüpfen sich allerhand dunkelgefärbte Mythen. Aber sei dem wie es sei — wie er ist, macht er den Eindruck eines ganzen Mannes.

Seit vierzig Jahren ist er hier im „Geschäft“ — also kein Jüngling mehr. Das Einzige, was mir auffällt, ist, daß er so lange in dem gefährlichen Geschäft übrig geblieben ist. Denn hier ist die Position eines Räubers im Ganzen gesicherter, als die eines Polizeimannes. In der letzten großen Räubergeschichte, die hier spielt, waren die „verfolgenden“ Polizeimänner regelmäßig die Angegriffenen; nur daß die ausgeschätzten hohen Preise auf die Ergreifung

der Räuber — über 10 000 Dollar — immer neue „Unternehmer“ herangezogen.

Zeichnet sich Kapitän Lys vielleicht durch besondere Vorsicht aus? frug ich. Nein! Gerade sein selbstbewußtes, muthiges Draufgehen sichert ihm seine Erfolge. Seine Thaten in dieser Richtung sind in Aller Munde.

„Welche That, Kapitän, rechnen Sie als Ihre beste?“ frugen wir.

Der Antwort darauf weicht er vorsichtig aus. Dagegen hat er eine ganze Reihe von Geschichten im Vorrath, die einen humoristischen Beigeschmack haben und die sein Spürtalent bezeugen, seine instinktive Gabe, einen Verbrecher zu erkennen, zu errathen, auf die er sich offenbar am meisten zu gute thut.

Er lud mich zum Besuch seiner Office ein. Sie hat so einen Geschmack von der alten Polizeibude am Molkenmarkt — nur in das Amerikanische übersezt, wo nach einem armen Teufel so viel gefragt wird, wie nach einer Fliege. Ohne Luft und Licht, hinter Eisengittern, wie wilde Bestien, lagerten hier die in den letzten Tagen Aufgegriffenen, bis über ihr weiteres Schicksal entschieden ist. Männiglich in San Francisco, der in Konflikt mit der Polizei geräth, kann diesem Aufenthalt verfallen, wenn er nicht das nöthige kleine Geld bei sich führt, um Bürgschaft zu leisten. Die Polizeileute haben hier eine Hand, gegen welche die der Berliner Schutzmannschaft eine Sammetpfote ist. Kein Land für einen armen Teufel hier — wenigstens nicht für den, der es bleibt.

Die Registratur des Chefs der Kriminalpolizei gleicht der Buchhalterei eines Großkaufmanns — nicht dem diplomatischen Altenberg, den jeder Wachtmeister bei uns um sich sammelt. Sein Hauptstolz ist sein Hauptbuch mit einer graphischen Beschreibung jedes einzelnen Verbrechers. Hier

bewundern wir das charakterisirende Talent des verehrten Herrn Kollegen. Mancher Romanschriftsteller könnte von ihm lernen.

Und so gelangen wir denn an die Durchblätterung der photographischen Verbrecheralbums — die Welt des schaurigsten Unglücks öffnet sich vor mir.

Niemand kann mir einreden, daß diese verzerrten Züge, diese halb thierischen Blicke normalen Menschen angehören. Ich lasse dem Juristen seine These vom freien Willen und der Verantwortlichkeit; sie gehört zu den Bertheidigungswaffen des Staates; aber diesem Album gegenüber hält sie nicht Stand. Als hätte sie die Hölle ausgespöen, sehen die Kerle aus. Und ich denke, es ist keiner darunter, der nicht gewünscht hätte, für den Himmel der Glücklichen prädestinirt gewesen zu sein.

Der Himmel der Glücklichen — wie er mir am Morgen aus den fatten und übersatten Gesichtern, aus holden, lieblichen Zügen, aus männlicher Vollkraft in den Albums des Herrn Taber entgegenleuchtete.

Und wo bleibt die Zeitungsrnantik des Verbrecherthums gegenüber der furchtbar kläglichen Realität, die uns hier entgegengrinst?

Auch nach dem Chinesenquartier bei Nacht mußten wir. Der Polizeichef that das nicht anders. Das gehört zu den Sehenswürdigkeiten San Franciscos; ja es ist fast die einzige und muß aufrecht erhalten werden. Man wird dahin geführt wie in Berlin in den zoologischen Garten. Ich hatte die bestimmte Vorempfindung, daß es ein Humbug sei — und das war es auch. Wenn man die schmutzigsten Winkel des Chinesenviertels durchkriecht, gewinnt man nichts zur Kenntniß des chinesischen Volkes, noch zur Chinesenfrage hier zu Lande.

Was man gewinnt, das verschweige ich lieber!

Die Amerikaner mögen über die Chinesen, ihre wohlfeile Arbeit und wohlfeilere Moral noch so viel schimpfen. So lange kein amerikanisches Mädchen in Dienst geht und kein amerikanischer Knabe ein Handwerk lernt — sie wollen alle in die Offices — so lange wird das Land die Chinesen haben, die es verdient und bedarf.

Die Stadt am goldenen Thor.

San Francisco, 22. Juni.

Was soll man nun von San Francisco sagen? Ich hatte gedacht eine Stadt zu finden, überfließend von Verkehr, Ost und West sich begegnend und sich wirbelnd verschlingend und fand eine stille Stadt, der Hafen fast leer von Schiffen, Straßen mit stillen Landhäusern und Verkehrsstraßen fast noch stiller, von ihren Bewohnern verlassen. Beinahe Haus für Haus zu vermieten. Und doch überall der Charakter der Wohlhabenheit. Wie ein reichgewordener Kaufmann sieht San Francisco aus, der sich von dem Geschäft halb und halb zurückgezogen hat und die Sache nur oberhin zu seiner Unterhaltung weiter betreibt.

Oder vielmehr das Geschäft hat sich von San Francisco zurückgezogen. Die Stadt hat kein Hinterland — viel zu viel Städter, 3 bis 400 000, für ein so leeres Land von 1½ Millionen, — Los Angeles und San Diego bedienen Südkalifornien, Portland und Vancouver den Norden. Dazu sind an der Küste des dünnbevölkerten, langhinge-zogenen Landes noch eine Reihe von Häfen, alle mehr oder minder Konkurrenten von San Francisco. Die Gestaltung des Eisenbahnsystems ist der Entwicklung der Stadt ungünstig; namentlich thun ihr die kanadische Eisenbahn und die North Pacific Abbruch, die größten Dampferlinien haben

an sie Anschluß. San Francisco hat sich mehr und mehr mit dem Lokalverkehr bescheiden müssen.

Ein Blick auf die Karte erklärt das ganze Verhältniß. Nicht eine einzige Bahn mündet in San Francisco selbst. Die Gestaltung des Terrains schließt es aus. Man muß über die Bai hinüber nach Dakland fahren, um irgend einen Zug zu erreichen. Der Hafen allerdings ist einer der schönsten und größten der Welt, aber das läßt jetzt seine Verödung um so mehr hervortreten.

Es ist das Projekt aufgetaucht, die Ausstellung von Chicago in einer Art von Auszug den kommenden Winter nach San Francisco zu überführen. Man hofft damit dem darniederliegenden Unternehmungsgeist einen moralischen Anstoß zu geben und sich einen gewissen Fremdenverkehr für den Winter zu sichern. Die Reise nach Chicago ist für die Westler zu weit und zu kostspielig, der Besuch von hier aus ein sehr geringer. Im September, heißt es beim Befragen, werden wir hingehen; aber diese Vertagung in die Zukunft ist doch nur eine verhüllte Ablehnung.

Es läßt sich noch nicht übersehen, ob die Sache zu Stande kommen wird, Freunde und Gegner des Unternehmens halten sich noch die Wage; natürlich kommt Alles darauf an, ob das Geld zusammengebracht wird; ein bis zwei Millionen Dollars. Ein herrlicher Park, der Golden-gatepark, steht zur Verfügung und die Verbindungen in der Stadt sind vorzüglich, ja gerade einzig gut. Aber die Depression, die über die Vereinigten Staaten heranzieht, stellt Alles in Frage.

Kabelbahnen, elektrische Bahnen, Dampfbahnen fast in allen Straßen — wie unvergleichlich besser ist das Alles in dem verhältnißmäßig kleinen abgelegenen San Francisco als bei uns in Berlin.

Ja — die Amerikaner!

Nein, es sind Deutsche, die das eingerichtet haben, ein deutscher Ingenieur, Herr Studt, leitet das verwickelte System der Kabelbahnen; die originellen und praktischen Kombinationen, die er gefunden hat, bilden das Erstaunen und die Freude aller Techniker. Aber auch der Laie freut sich an der eleganten, spielenden Einfachheit, mit der die schwierigsten Probleme überwunden sind.

Herr Studt ist auch so ein Deutscher, der im alten Vaterlande in einer Werkstatt verkommen wäre, und hier in der Technik eine leitende Rolle spielt. Etwas in seinem Ausdruck erinnert an Werner v. Siemens, mit dessen jüngstem Sohne wir das Vergnügen haben zusammen zu reisen, jene Mischung von positivem Wesen und Phantasie, die den Erfinder macht. Herr Studt hat nur die deutsche Volksschule durchlaufen, hat sich auf dem fremden Boden allein durchhelfen müssen. Ein eiserner Fleiß hat ihn die gesammte Technik und alle ihre Hülfswissenschaften zu beherrschen gelehrt. Aus seinem Munde hören wir das begeisterte Lob der deutschen technischen Litteratur als der ersten der Welt und namentlich des genialen Professors Riedler in Berlin, den die amerikanischen Konstrukteure schon nicht mehr entbehren können.

Unser oberster Exportartikel bleiben doch immer die Menschen, die wir aussenden

Warum, so frage ich mich, müssen wir uns in Berlin mit den veraltetsten Pferdebahnen begnügen, die im Vergleich mit der raschen Beförderung in den Kabel- und elektrischen Bahnen sich ausnehmen wie alte Landkutschen?

Ja warum?

Es war mir interessant, den ersten Bürger von San Francisco, den Mayor der Stadt, über die Ausstellung und manches andere zu befragen. Ich war in San Francisco so ausgiebig von Zeitungen über die deutsche Politik inter-

vient worden — eine Sache, die den Amerikanern viel Kopfzerbrechen macht, und zu meinem bescheidensten Erröthen beschrieben worden — daß ich ihm bereits bekannt war, als ich mich ihm vorstellte. Zuerst suchte ich ihn in seinem Shop — er ist nämlich Apotheker seines Zeichens und verkauft daneben noch viele andere schöne und heilsame Sachen. Aber er war bereits auf seinem Bureau.

Das Stadthaus ähnelt einigermaßen der Stadt selbst, die es repräsentirt. Es ist ein ganz gewaltiger Steinkasten und hat schon ungezählte Millionen gekostet, aber fertig ist es noch lange nicht und die Arbeiten daran sind stecken geblieben. Der Mayor ist ein frischer junger Mann von 35 Jahren, trägt wie alle strebenden Politiker seinen Bart à la Cleveland, mit dem er überhaupt eine entfernte Aehnlichkeit hat. Sein Name ist Ellert, seine Abstammung schwedisch, er hat den großen Vorzug, der erste in San Francisco selbst geborene Mayor zu sein. Kein Parteimann, sondern auf ein unabhängiges Ticket gewählt.

Mr. Ellert ist natürlich von dem Gedanken einer Ausstellung in San Francisco sehr eingenommen, indessen kaum sehr hoffnungsvoll bezüglich des Zustandekommens. Die Geschäftsstockung von San Francisco giebt er zu, schreibt sie der Ueberspekulation und einer zu weit getriebenen Konkurrenz zu. Natürlich wirkt die große Krisis dabei mit, die eben die amerikanischen Geschäfte so gewaltsam schüttelt.

Man nimmt an, daß Mr. Ellert für die Gouvernorschafft des Staates Kalifornien in der nächsten Wahlperiode kandidiren wird.

Ein aussichtsvoller Mann. Er hat das behaglich Vertrauliche des Volksmanns, der weiß, wie man Stimmen wirbt und ist durchaus gentlemanlike.

Warum sollte er nicht Gouverneur oder ich weiß nicht was sonst noch werden?

Das große Land.

Saltlake City, 24. Juni.

Man ist eben im Begriff, den vielen Dingen, welche die weltberühmte Stadt Saltlake City auszeichnen, eine neue Attraktion durch Gründung eines großen Seebades im Salzsee zuzufügen. Wie alles, was der Amerikaner betreibt, wird das im größten Stil unternommen — alles hier eher zu groß, wie bei uns zu klein. Wahrhaftig ein großes Land.

In zwanzig Minuten führt eine Bahn, von der es heißt, daß sie später nach Los Angeles weiter gehen soll, nach Saltairbeach am großen Salzsee — vorläufig führt sie nur durch eine Wüste nach einer Badeanstalt.

Gleich hinter der wasserdurchrauschten Gartenstadt hebt die Salzwüste wieder an; wo der See beginnt, ist ein meilenlanger Pier in ihn hineingeschoben. Daran schließt sich, auf Pfählen ruhend, eine Badeanstalt, wie ich sie großartiger, eleganter, zweckmäßiger noch nie gesehen. Ein nach allen Seiten offener Rundbau, dessen obere pfeilerlose Halle einen Tanzsaal enthält, in dem sich siebentausend Menschen bequem bewegen können; daran schließen sich in großen Halbkreisen die Badezellen, das Ganze wie ein riesiges Insekt, das sich mit seinen ausgebreiteten langen Flügeln mitten in die graue Salzfluth niedergelassen hat. Ueberall hat man den Blick auf den See und den ihn abschließenden schneebestreuten Gebirgszug.

Saltlake City hat zur Zeit etwa dreißigtausend Einwohner; wir haben in Berlin nichts, was diesem Bade auch nur annähernd entspricht. Die Halle ist eben fertig geworden — die Geschichte kostet bis jetzt etwas wie 360 000 Dollars. Im nächsten Jahr soll ein Mammothshhotel neben in den See gepflanzt werden.

Was könnte man mit unserer herrlichen Havel alles machen, wenn — ja wenn die deutsche Welt nicht überall mit Wennis und Ubers zugebaut wäre!

Das Vergnügen, im Salzsee zu baden, ist indessen kein ungemischtes, namentlich wenn der Westwind die Fluth in kleinen, kurzen Spritzwellen aufstößt. Jedenfalls ist es mit Vorsicht zu genießen, denn wem eine solche Welle in Augen, Mund und Nase schlägt, der fordert keinen weiteren Beweis, daß der See wirklich nicht weniger als zweiundzwanzig Prozent Salz enthält, und es ist dafür gesorgt, daß er es so bald nicht vergißt!

Die schöne Welt von Saltlake City und sonstige Badegäste waren zahlreich draußen versammelt. Zuerst badeten die jungen Leute zusammen, dann tanzten sie in der großen Halle so einen schiebenden Walzer, wie er nicht in Berlin selbst, aber auf den Tanzböden vor der Stadt getanzt wird. Ich sage nicht, daß das Alles unheilig war, das nicht, aber heilig schien es mir auch nicht gerade, und in der Stadt „der Heiligen der letzten Tage“ berührte mich das eigen. Freilich ist auch die Heiligkeit der Mormonen bekanntlich von einer ganz besonderen Art.

Ein nachgerade abgedroschenes, ausgeschöpftes Kapitel! aber es würde wie Affektation aussehen, wollte ich diese Heiligen in ihrer eigenen Stadt ganz übergehen.

Um etwas von den Mormonen zu sehen, die die Stadt gegründet und so lange unbeschränkt beherrscht haben, muß man jetzt schon in das Tempelquartier gehen; im Uebrigen

tauchen sie mehr und mehr in der Fluth der hereinziehenden „Heiden“ unter — wenigstens in der Stadt selbst. In den Farmern der Umgebung hat die Sekte ihren besten Halt. Der sensationelle Reiz der Geschichte ist durch das Gesetz der Vereinigten Staaten gebrochen, welches die Vielweiberei unter schwere Strafe stellt. Aber der Knoten der hierarchisch-wirthschaftlichen Organisation ist so stark geschürzt, daß er immer noch hält.

Das Tabernakel der Mormonen ist das große Schaustück der Stadt, wie das Chinesenviertel das von San Francisco. Alle Fremden suchen es auf; es ist auch gerade so wie jenes eine Enttäuschung; eine große scheunenartige, schmutzige Halle im Bratendeckelformat.

Von „Heiligen“ waren nur die üblichen Kastellane und Photographienverkäufer gegenwärtig. Ich mußte mich begnügen, den augenblicklichen Mormonenpräsidenten in seinem Bildniß zu bestaunen. Eine echte Rußnackerphysiognomie und etwas Hochgeschäftsmäßiges wie bei einem Handelskammerpräsidenten. Aber der finstere harte Zug in dem Gesicht sieht wie eine Bestätigung aller Schauergeschichten drein, die fortwährend noch über das Treiben der Mormonen in den Vereinigten Staaten verbreitet werden.

Es zog indessen mit uns noch eine andere heilige Gesellschaft in das Tabernakel ein. Eine Eisenbahnladung von frommen Exkursionisten, die wir in San Francisco in einen Extrazug hatten verladen sehen, die zu irgend einem frommen Konventikel nach Kanada fahren; eine moderne Pilgerfahrt mit Vergnügungszwecken; Männlein und Weiblein, namentlich viele jüngere Damen, die offenbar sehr zu verheirathen waren. Auch zogen sie meistens paarweise einher, Pilgersmann und Pilgerin. Aus den bunten Schleifen, mit denen sie sich geschmückt hatten, war zu ersehen, daß sie einer presbyterianischen Kirche angehörten.

Das Kirchenwesen in den Vereinigten Staaten ist mehr oder minder eine Lebensgemeinschaft, nicht wie bei uns eine Sammlung von Individuen annähernd gleicher religiöser Gesinnung. Aus diesem tiefgehenden Zug heraus haben sich in Amerika jene merkwürdigen Sekten gebildet, welche alle sozialen und wirtschaftlichen, namentlich auch die geschlechtlichen Probleme zugleich mit den religiösen zu lösen unternehmen. Sekten, welche die freie Liebe oder die Ehelosigkeit proklamiren, Sekten mit kommunistischen und sozialistischen Grundsätzen. Die Mormonen haben bekanntlich einen hierarchisch gemäßigten Sozialismus und die Vielweiberei auf ihre Fahnen geschrieben.

Aber auch die regulären Kirchengemeinschaften sind unausgesetzt bemüht, das soziale Band, welches sich um ihre Mitglieder schlingt, fester zu ziehen.

Jede Kirche ist in weltlichem Sinn eine Art Kasino mit Picknicks, Theeabenden, Musikverein und gemeinsamen Ausflügen. In diesen frommen Kasinos suchen strebende junge Aerzte und Advokaten ihre Praxis, Heirathslustige entsprechende Parteien und die Jugend wie überall ihr Vergnügen: Alles das natürlich nach der sozialen Stufe der Kirchen abgetönt.

Kommt man in einen vorzugsweise von Yankee's bewohnten Ort, so fällt zuerst der presbyterianische Tempel in das Auge. Meist ein stattlicher Steinbau mit architektonischen Ansprüchen. Ihm hängt die Bourgeoisie an, und so zählen z. B. Präsident Cleveland und sein Vorgänger Expräsident Harrison dazu; sie sind beide große Lichter in ihm. Dann sind auch die beiden Volkskirchen, die der Methodisten und der Baptisten, da; wenn die Methodistenkirche noch sorgfältig in Holzwerk aufgeführt ist, so ist das Bethaus der Baptisten schon nichts mehr als eine scheunenartige Baracke. In die Mitte der Straße allerdings drängt

sich hier keine Kirche; sie ordnen sich bescheiden in die Häuserreihe ein.

Die Kühnsten und weltlich Klügsten sind natürlich die Presbyterianer. Aber auch sie müssen ihren Angehörigen die Anziehungsmittel frommer Vergnügungen bieten; so ist es bezeichnend, daß unsere Exkursionisten aus Presbyterianern bestehen, wenn sie auch sicher auf den wohlfeilsten Stühlen ihrer heimathlichen Kirche sitzen und die Inhaber der theueren vordersten Bänke zu Hause geblieben sind.

Ueber dem Handelskammergebäude von Saltlake City weht halbmaßt eine schwarze Fahne. Leland Stanford ist gestorben; in Europa am bekanntesten als Stifter der nach seinem Namen benannten Universität von Kalifornien, die er mit einem Kapital von zwanzig Millionen Dollars ausstattete; hier ist er in Aller Mund als einer der mächtigsten, um nicht zu sagen als einer der gefürchtetsten, der Eisenbahnkönige dieses Landes. Zuerst ein verunglückter Advokat, dann Besitzer eines kleinen Kaufladens in einer Minenstadt, dann durch glückliche Minenspekulationen und vor Allem durch seine Theilnahme an der Begründung der ersten Pacificbahn in weniger als dreißig Jahren Besitzer eines fabelhaften Vermögens. Die Verlassenschaft wird auf sechzig bis achtzig Millionen Dollars geschätzt. So viel war sie vielleicht noch vor acht Tagen werth. Heute, mitten im großen Silberkrach, wird man eine schöne handvoll Millionen herunterstreichen können.

Die Gunst der Zeiten kam Stanford zu Statten. In den sechziger Jahren fürchtete man die Sezession Kaliforniens. Die Pacificbahn galt als ein Hauptmittel, den Staat bei der Union festzuhalten. So wurde das damals in seinen Schwierigkeiten weit überschätzte Unternehmen von der Centralregierung unter Zuhilfenahme der republikanischen Parteimaschine mit Landbewilligungen und Geldgaben ge-

radezu zugedeckt. Auch die Minenstädte gaben mit vollen Händen. Mit rücksichtsloser Energie und Härte setzte Leland Stanford alle seine Pläne durch, keines der Mittel, mit denen man hier zu Lande arbeitet, hat er verschmäht; sie beruhen wesentlich auch in Washington auf dem bekannten *do ut des*. Mit unerbittlichem Egoismus leitete er sein Unternehmen. Der Amerikaner arbeitet vorzugsweise mit der Gewalt; er kennt kein anderes Ziel, als den Konkurrenten todt zu machen. Sie sind alle geborene Monopolisten und bekanntlich bilden die Ringe und Trusts die eigentlichen Grundlagen des amerikanischen Verkehrs. Wehe dem, der Leland Stanford in den Weg trat. Und doch war er mit alle dem ein großartiger Pionier der Kultur, der Wüsten zu blühenden Kulturen schuf und um das an seiner ungeheuren Größe krankende Land zuerst den eisernen Gürtel schlang.

Und bei allen seinen Erfolgen immer unzufrieden, immer mit dem Schicksal grollend, wie mir ein Freund von Leland Stanford erzählte; auch noch vor dem Tode seines einzigen jugendlichen Sohnes, auf den er seine ganze Zukunft gebaut hatte und dessen Gedächtniß er durch die Stiftung der reichsten Universität der Welt ehrte!

Ja sie machen große Dinge in großem Stil, diese Amerikaner. Zwanzig Mal am Tag ist man im Zweifel, ob man sie bewundern oder schmähen, ob man sie nachahmen oder vor ihnen warnen soll. Schon in der Massenhaftigkeit ihres Landes liegt etwas Brutales. Diese grenzenlosen Ebenen, diese unermeßliche wilde Bergwelt, dann diese geniale Art, alle Hilfsquellen des Landes aufzuspüren und zu benutzen und diese wilde Hand in sie hineinzuwüsten. Der tolle Taumel der Spekulation und die unbezwingliche Elastizität, mit der sie sich von jedem Fall wieder erheben. Der rücksichtsloseste Konkurrenzkampf und doch wieder die

Hand, die sich so frei dem entgegenstreckt, der sich wieder erheben will. Wer hier niederfällt, ist nicht für immer verloren; go ahead and try again — vorwärts und probire aufs Neue! ruft es ihm von allen Seiten zu.

In Amerika ist Freundschaft kein leeres Wort!

Muß nicht dies alles eine andere Weltanschauung, ja eine andere Moral hervorrufen, als die in dem physikalisch und moralisch so fein ausgearbeiteten, von hier aus betrachtet so kleinen und oft so kleinlichen Europa! . . .

Kein Wunder, daß wir uns so oft mißverstehen.

Im Staate des Silberkrachs.

Colorado Springs, 28. Juni.

Wir fahren durch Colorado.

Bei Nacht mit Feuer und am Tage mit Rauch, so begleiteten ungeheure Waldbrände unseren Weg. Wie Trauerfackeln bei dem Schlag, den eben das Land getroffen hat.

Der Silberkrach!

Dem Colorado ist das Land, wo die phantastische Gier nach edeln Metallen, die Columbus und seine Nachfolger einst über das Meer getrieben hat, sich in märchenhafter Fülle verwirklichte. Vor Allem was das Silber betrifft, das in dem weiten camp of carbonates beinahe in massiven Gängen zu Tage tritt.

Die Geologen sinnen dem Probleme nach, wie dies geworden sein mag. Die Mineralbetten finden sich zwischen Sedimentgesteinen und Porphyr, diese Gesteine durchziehend, sie gleichsam durchtränkend, Residuen gewaltiger vulkanischer Ausbrüche. Wasser und Feuer haben sich verbunden, um diese große Schatzkammer der Union herzustellen.

Die Rocky Mountains, in denen sich dies Alles vollzieht, tragen den Charakter eines in das Riesige vergrößerten Mittelgebirges. Nicht wie die Alpen, wo die Natur als Künstlerin gewaltet und mit göttlichem Finger unvergleichliche Schönheitlinien gezogen hat, — hier giebt es

ungeheure Felsmassen, gethürmt wie Schlösser, Felsenriffe von fabelhafter Länge und Tiefe, deren Boden die Sonne nie erreicht, groteske Bergungeheuer. Dann giebt es auch mitten im Gebirge weitgebreitete Hochebenen und wiederum rauschende Ströme, die durch tannenbewachsene Engthäler nach den Meeren eilen.

Den Grundzug der Gebirgserscheinung bilden aber die öden, nackten Felswände, immer mehr verödet durch die rücksichtslose Verwüstung durch Menschenhände und mehr noch durch die Geißel der Waldbrände. Stundenlang fahren wir immer wieder durch die kläglich verbrannten und versengten Gehölze, mit denen die Natur unter Arbeit von Jahrtausenden die starrig unfruchtbaren Felsen überzogen hatte, und die jetzt auf immer verschwinden. Denn die einmal bloßgelegten Felsbalden werden sich nie mehr begrünen.

Und immer noch wüthen die Feuer. Die Zeitungen sind voll von Nachrichten über verbrannte Farmen und Schneidemühlen, einzelne Waldstädte sind in dringender Gefahr, vernichtet zu werden. Heißt das, was man hier Städte nennt; ein Haufen von Holzbaracken prunckt schon mit diesem Namen . . .

Es sind jetzt fünfundzwanzig Jahre, daß die erste Nachricht von den Goldfunden in Colorado erscholl, und die flottirende Masse abenteuernder Cristenzen, die nirgends so zahlreich ist wie in den Vereinigten Staaten, sich durch die große Wüste auf den Weg hierher machte. Denn damals durchzogen noch keine Eisenbahnen das Land, und der Marsch nach Colorado war schon an sich ein Abenteuer. Millionen von Gold wurden in wenigen Jahren ausgewaschen.

Gold, Silber, Blei enthalten die Minen. Das Gold hat hier seine Zeit gehabt, das Silber ist im Gehen, und jetzt beginnt bereits das Blei in den Vordergrund zu

dringen. Es ist am leichtesten zu gewinnen und rentirt so am besten.

Von was soll man auf einer Fahrt durch Colorado anders sprechen als von der Silberfrage!

In den amerikanischen Eisenbahnwagen ist der „Abtheil“ für Raucher überall ein Konversationsaal. Die Gesellschaft ist konstituiert, sobald die Raucher Platz genommen haben. Bei unserer Fahrt war die Rauchartheilung ein vollständiges Parlament. Den deutschen Reichstag hatten wir weder um einen Ludwig Bamberger noch um einen Kardorff zu beneiden. Die Gründe, die in diesem Coloradozug von den Sprechern vorgebracht wurden, waren zwar stark lokalisiert; im Wesentlichen sehen sie indessen den so viel tausend Meilen weiter östlich vorgebrachten Gründen ganz gleich.

Als Vertreter des Goldes trat ein Gutsbesitzer aus Californien auf, der in seinem Wesen einem englischen Landedelmanne ungemein glich. Er sah sehr freundlich und sehr beruhigt in die Welt; sein Landbesitz besteht vorzugsweise aus gut bewässerten Drangengärten, die mit unfehlbarer Sicherheit und außerhalb jeder Konjunktur jahraus, jahrein ihre hochbezahlte Ernte bringen; er hat Pferde, Jagdvergnügen und Wassersport; er ist ein Aristokrat und beneidet Deutschland um seine Monarchie, die Politiker nennt er nur „diese Hallunken“. Das stimmt zwar soweit nicht auf Ludwig Bamberger; aber das, was der Californier sonst sagt, war ihm doch aus der Seele gesprochen. Mit leidenschaftlicher Erbitterung führt die Sache des Silbers ein Yankee, den ich im dringenden Verdacht habe, bei einer nothleidenden Silbermine theilhaftig zu sein. Vielleicht auch ein Bankpräsident auf Reisen. Denn in diesem Augenblick, wo Tag für Tag Duzende von Banken schließen, und ihre seitherigen Leiter verschwinden und auf

Reisen gehen, müssen diese Herren doch irgendwo zu finden sein . . .

Das Silber sinkt und sinkt. Jetzt ist gerade die Bombe der Silberkontingentirung in Indien hineingefallen. Jede neue Zeitung auf jeder Zeitungsstation bringt einen neuen Abschlag. Und jeder Pence im Silbercours weniger auf dem Londoner Markt schließt eine neue Mine. Gewiß, es ist kläglich, zwischen diesen Minen, diesen Silberschmelzen zu fahren und denken zu müssen, daß dies Alles zum Stillstand und zur Verödung bestimmt ist.

Daraus zieht auch unser Silbermann seine kräftigsten Beweisgründe. Er verfißt unentwegt die freie Silberprägung. Was hat Amerika nach den anderen Ländern zu fragen! Es genügt sich selbst. Dann kommt noch das fromme Argument: Gott hat zwei edle Metalle geschaffen zum Gebrauch der Menschen — Gold und Silber, das ist Gottes Ordnung; die Menschen aber wollen Gold allein an die Stelle der zwei setzen. Das Argument ist vielleicht auch für fromme Silbermänner in Deutschland verwendbar. Draftisch schildert der Verfrachte die wilde Krisis, unter der eben die Geschäftswelt Amerikas fieberhaft geschüttelt wird. Die reichsten Männer finden für geringe Summen keinen Kredit mehr, das Geld schließt sich ein, die Banken werden belagert, eine nach der anderen stellt ihre Zahlungen ein. Er erzählt von einer Bank, welche die ganze Nacht aufhielt und bei elektrischer Beleuchtung Haufen Geldes und hohe Pakete Noten aufgehäuft hatte, um das Publikum von ihrer Zahlungsfähigkeit zu überzeugen. Aber gerade das reizte. Der Ansturm begann, und am folgenden Tage war die Bank zu Tode gerannt. In San Francisco haben die Priester mit erhobenen Händen den Ansturm auf eine irische Bank stillen wollen. Umsonst! Daran sind natürlich nur die Intriguen der Goldmänner schuld!

Der Californier wurde dagegen nicht müde, gegen den Wahnsinn der Silberpolitik der Union zu demonstrieren. Die Krisis schrieb er der übermäßigen Ausdehnung des Kredits und der Mac Kinley-Bill zu. Es hatte indessen keineswegs den Anschein, daß einer der beiden Streitenden den anderen mit seinen Gründen überzeugen konnte; man hätte dazu schon die Interessen der beiden tauschen müssen.

Einen beruhigenden Einfluß übte ein dritter Redner. Er sah schon ziemlich verwittert aus, die kleinen grauen Augen halb geschlossen. Nur manchmal fuhr ein scharfer Blick blitzartig daraus hervor. Seinem Stand nach ein Prospektor, das heißt ein Mann, dessen Geschäft es ist, auf die Suche nach Minen zu gehen und das Gefundene zu betreiben, bis er einen Käufer dafür erlangt hat. Und dann weiter gesucht. Der Mann war ein Philosoph auf Yankee-manier; er hatte schon so oft Reichthümer beseßen und verloren, daß er keine Chance für definitiv hielt. — Gewinn und Verlust, das ist das Gesetz des Spiels — des Spiels der Minen, des Spiels des Lebens. Ob er im Augenblick verliert oder gewinnt, das konnte man ihm nicht anmerken. Er hatte einen trockenen Humor, und auf seine Bemerkungen hin vereinigten Gold und Silber sich manchmal zu einem herzlichen Gelächter.

So repräsentirte er trefflich die Sprungfedern, die Amerika nach jeder Krisis wieder in die Höhe gebracht haben, den nie zu brechenden Lebensmuth und Wagesinn, die nie versagende Elastizität.

Der Mann impouirte mir; welch' eine Lehre der Lebensweisheit, wenn dieselbe überhaupt gelehrt und gelernt werden könnte. Man hat sie oder man hat sie nicht!

Leadville ist der Mittelpunkt des Hauptminendistrikts. Von einem kleinen Barackenplatz war es in wenigen Jahren zu einer Stadt von dreißigtausend und mehr Einwohnern

angewachsen. Jetzt sind diese wieder auf Fünfzehntausend heruntergefunken. In einem Jahre sind es nur noch die Hälfte oder ein Drittel. In zwei Jahren vielleicht wieder das Drei- und Vierfache. Denn wer könnte an der Zukunft des Silbers verzweifeln! zwar nicht als Standardmünze. In dieser Beziehung liegt das Metall in den Todeszuckungen, während ich sein Lieblingsgebiet durchfahre — aber dieses herrliche Metall wird im menschlichen Gebrauch mit verstärkter Macht auftreten. Wir werden Alle mit dem silbernen Löffel im Munde geboren werden, statt mit dem häßlichen von Messenide!

Leadville ist ganz zivilisirt trotz der Minirerbevölkerung, die gerade nicht aus den Besten der Nation zusammengesetzt ist, hat Trottoirs von Holzbrettern und sogar eine Oper. Es ist vielleicht nur noch eine liebe Erinnerung aus alter Zeit, daß Jedermann hier seinen Revolver neben sich liegen hat, der Spieler deponirt ihn mit seinem Kartenspiel und Geld auf dem Tisch, und dem Kommis ist er neben Feder und Tintenfaß ein unerläßliches Büreaurequisit.

In dem Zug, in welchem wir fuhren, ereignete sich in der Nacht ein kläglicher Unfall. Ein älterer Herr aus Californien fuhr mit seiner Frau angeblich nach Chicago; sie hatten im Schlafwagen Betten nebeneinander. Gegen Morgen rief die Frau ihren Mann an, sie erhielt keine Antwort, stand auf, fand den Mann nicht, suchte ihn in dem ganzen Zug.

Umsonst! Er war und blieb verschwunden. Ein Pastor, der mitfuhr, hatte den Mann um die Morgendämmerung nach der im Hintergrund des letzten Wagens befindlichen Toilette gehen sehen. Aus der Toilette führt eine Thür auf die Plattform des Wagens und von dort ins Leere. Man mußte besorgen, daß der Mann den Weg verfehlt habe, statt zurück nach dem Bett vorwärts auf die Plattform getreten sei.

Und so mußte es gewesen sein. Nach beinahe drei Stunden furchtbarer Ungewißheit für die arme Frau kam die furchtbarere Sicherheit des Todes des Mannes. Er war als eine blutige Masse auf der Strecke gefunden worden!

War es ein Zufall? oder war der Mann vielleicht ein Opfer des Krachs und hatte eine verzweifelte Position durch einen Selbstmord geendet?

Das Letztere ist hier wenig wahrscheinlich. Der Amerikaner hat den Selbstmord nicht in seine sozialen Gewohnheiten aufgenommen. Das überläßt er den Deutschen. Go ahead!

Eine stille Ecke.

Chicago, Ende Juni.

Diesmal ist Chicago nur eine Station für mich, fast nur zwischen zwei Zügen. Ich benutze die Zeit zu einer raschen Durchquerung des Ausstellungsgebietes und zu einer Umfahrt in der jetzt in Betrieb befindlichen Circularbahn, einer elektrischen Hochbahn.

Und ich bin aufs Neue ergriffen von der wunderbaren Größe und Schönheit dieses Unternehmens, von der Geisteskraft und Energie, von der opferbereiten Heimathsliebe, die sich in seiner Durchführung ausdrückt. Wenn von den kleinen Leiden des menschlichen Lebens auch in den täglichen Berichten manchmal etwas durchklingen mochte, hier taucht Alles unter, verschwindend in dieser Symphonie von lebendiger und doch erhabener Schönheit.

Und Alles nur noch für wenige Monate, die sich an den Fingern einer Hand abzählen lassen!

Das ästhetische Vergnügen ist in seinem höchsten Begriff mit dem Bewußtsein einer gewissen Dauer des bestaunten Gegenstandes verknüpft. Wer kann sich die Pyramiden, den Kölner Dom aus Holz und Pappe aufgeführt denken! Die Empfindung für die Form verschmilzt sich mit der von deren Ewigkeit. Wenigstens für die Menschen ist das so.

Aber mit den Göttern ist das anders — wenigstens mit denen, die der tiefsinnige Philosoph Epikur beschreibt. Diese selig genießenden, machtlosen, aber vorausschauenden Wesen umfassen mit demselben Blick das Entstehen und Vergehen aller menschlichen Werke. Die Gesetze des unbittlichen Schicksals sehen sie als Zuschauer sich vollziehen, und sie messen an dem Verschwinden der Dinge das unendliche Maß ihres fröhlichen Daseins.

Dieses Göttervergnügens kann jetzt auch der Mensch in Chicago theilhaftig werden, wenn er sich nach Tagen berechnet, wie eine Stadt, die an Pracht Alles überstrahlt, was die gerühmte Vergangenheit geleistet und die machtvolle Gegenwart bietet, ganz nichtig werden und in Staub und Lumpen sich auflösen wird.

Er selbst aber wird dauern! . . .

Diese Chicago-Ausstellung, die in so vielen Beziehungen ihre Reider und Verkleinerer beschämt, hat dies auch mit Bezug auf die so angezweifelte Dauerhaftigkeit ihrer Konstruktion gethan. Sie hat der Kälte, den Regenströmen des Frühlings, der sengenden Hitze des Sommers widerstanden. Hier und da hat sich am Bewurf etwas abgelöst, das schnell ergänzt werden konnte. Aber das Holzwerk hat sich wie aus Eisen erwiesen, nicht eine Latte in den ungeheuren Bauwerken hat sich verzogen, nicht eine Konstruktion hat versagt.

Die freigebige Hand, mit der die Natur dies Land ausgestattet hat, tritt auch in der unvergleichlichen Güte des amerikanischen Holzes hervor.

Die Fülle, Macht und der rasche Wechsel der Eindrücke, die ich auf meiner Fahrt nach der Pacifikküste empfangen habe, lassen mich diese Tage fast wie einen wachen Traum empfinden. Diese Fahrt hat mich gelehrt, die Chicago-Ausstellung in ihrer Größe und in ihren Schwächen nicht

als etwas Zufälliges, Improvisirtes, sondern als aus dem Wesen dieses Landes mit Naturkraft Hervorquellendes zu erkennen.

Dieses gigantische Land giebt dem Menschengesitt eine eigene Façon und läßt ihm Riesenwerke wie selbstverständlich erscheinen. Aber die spekulative Phantasie des Amerikaners geht noch darüber hinaus, was selbst ein solches Land zu leisten vermag; das Ergebnis zeigt sich jetzt in dem großen Krach und in der wachsenden Unterbilanz der Ausstellung.

Die Chicagoer beschweren sich über die ausländische Presse, namentlich über einen Theil der deutschen und über die deutsch-österreichische, sie seien der Ausstellung und der Stadt Chicago nicht gerecht geworden. Einen Antheil an diesem Ergebnis können die Chicagoer selbst nicht von sich abweisen. Sie besorgen das Lob ihrer Stadt selbst in einer Art, die den Widerspruch geradezu herausfordert. Sie imponiren sich selbst so unsagbar, sie sind gleichsam hypnotisirt im Anschauen des riesigen Wachstums ihrer Stadt, daß sie den Maßstab verloren haben. Chicago, dieser Parvenü unter den Städten, hat alle Eigenschaften des Parvenüthums — die guten und die schlimmen.

Ihr Bürgermeister sagt ihnen, daß sie die erste Stadt der Welt sei, ihre Presse wiederholt es täglich, und sie haben auch auswärtige Helfer gefunden, die in romantischer Verzücung die Stadt der Städte besingen; das, was da Alles gerühmt wird, könnten auch die berühmtesten alten Kulturstädte nicht wahr machen. Hier bleibt der Gegensatz zwischen Fiktion und Wirklichkeit allzu klaffend. Man kann die Chicagoer begreifen, sie haben die gewaltige Stadt entstehen sehen und vergleichen stets, was war und was jetzt geschaffen ist. Das ist gewaltig. Die Lage der Stadt hat sie zu einem Sammelbassin der Naturreichthümer des

gesamten Centrum gemacht. Wie damals, als die große Komptonmine in Colorado mit ihren mächtigen Silbergängen angestochen wurde, und den erstaunten Entdeckern die Schätze entgegenflutheten, so ist den Chicagoleuten immer noch zu Muth. Aber diese Betrachtungsweise können sie von den Ausländern nicht fordern, die eben nur prüfen, was da ist.

Bilder aus Chicago haben in Deutschland den Glauben verbreitet, daß die Stadt aus zwölf- bis zwanzigstöckigen Häusern bestehe. Das ist aber keineswegs der Fall. Im Gegentheil, die Stadt dehnt sich mit kleinen Einzelhäusern meilenweit aus. Nur in dem Mittelpunkt des Geschäftslebens nächst dem Chicagofluß hat die Kostspieligkeit und Schwierigkeit, sich nach der Breite auszudehnen, eine Anzahl Häuser in die Höhe getrieben. Es sind das ausschließlich Geschäftshäuser und Hotels. Und für diese ist die Einrichtung in hohem Grade geeignet; weniger für die dadurch beschatteten Straßen, und die Stadtverwaltung läßt jetzt den Bau von Häusern in solcher Riesenhöhe nicht mehr zu.

Am wenigsten haben unsere österreichischen Stammesgenossen sich mit Chicago und seinen Daseinsbedingungen vertragen können. Von allen Fremden hatten sie die zahlreichsten Konflikte, haben sie am öftesten den Patrolwagen der Polizei besteigen müssen; ja selbst der gewandte und liebenswürdige österreichische Regierungskommissar ist diesem Schicksal nur mit genauer Noth entgangen. Es ist auch kein größerer Gegensatz denkbar, als der zwischen dem behaglich lässigen Gehenlassen der Desterreicher und der scharfen Gespanntheit der Amerikaner. Naturgeschichtlich bildet der Norddeutsche und namentlich der Berliner den Uebergang vom Desterreicher zum Amerikaner.

Die Meister aller Fächer sind inzwischen hier gewesen

und haben ihr Urtheil über die Ausstellung gefällt. Ueber einstimmend konstatirten sie alle die Abwesenheit epochemachender Neuheiten. „Ja, solche Sachen giebt es“ — das ist immer ihr Schlußrefrain. Und in der That gleicht die Ausstellung, um ein literarisches Bild zu gebrauchen, mehr einer monumentalen Illustration eines technisch-künstlerischen Orbis pictus als einer neuen Schrift von Helmholtz, die blitzartig in bisher dunkle Gebiete hineinleuchtet. Der höchste Reiz der Ausstellung liegt in den kulturgeschichtlichen Ausblicken, die sie nach allen Seiten bietet. Hier liegt ein unererschöpflicher Schatz von Belehrung und Anregung. Um diese Ausstellung würdig zu beschreiben — ein Meer auszutrinken — müßte Jemand ein Universalwissen und dabei eine Künstlerseele besitzen. Denn das ist auch ein merkwürdiger Zug in dieser Ausstellung, wie die Kunst — und manchmal eine ganz intime Kunst — hier mit der Technik zusammenarbeitet, in sie übergeht. Das ist namentlich bei den Deutschen der Fall.

Es sind einige stille Ecken, die ich diesmal zuerst suche. Ich gehe durch die gewaltigen Gitterthore der deutschen Ausstellung im Industriepalast. Wie prächtig das Alles — Silber, Gold, edles Porzellan, Meisterstücke der Bildhauerkunst — wie ist es noch trotz allem, was die anderen Nationen inzwischen enthüllt haben, zweifellos das Imponirendste und Schönste, das die Ausstellung bietet. Ich schlage mich durch die hinteren Gänge, die allerdings wie bei einem Hause, bei dem allzu viel auf Fagade gewendet ist, etwas zu kurz gekommen sind. Da, wo die deutsche Ausstellung mit der österreichischen zusammenstößt, die sie hier — Pardon! — wie eine kleine Schwester an der Hand führt, ist eine Gruppe — davor eine Bank, auf der ich schon oft gesessen, mir die Gruppe betrachtend und das Publikum, das an ihr vorbeipassirt.

Ein Wagen steht hier — aber was für ein Wagen! Ein Pferd davor — und was für ein Pferd — wenn auch nur ein ausgestopftes. Und erst die Passagiere! Die ganze deutsche Kinder- und Märchenwelt glänzt und leuchtet und lacht daraus hervor. Der Waldteufel und die Prinzessin, die böse Schwiegermutter, der ehrwürdige Waldgreis, Zwerge und Gnomen, der Pelznickel und der Märchenprinz; natürlich fehlt auch der Hanswurst nicht und die ganze lustige Gesellschaft des Puppenspiels. Und Puppen sind da, die reinen Engel. Es thut einem die Wahl wehe, in welche man sich verlieben soll. Eine liebliche Frauengestalt lenkt den Wagen; ich habe sie für das Christkindchen gehalten. Aber nein — der Katalog belehrt mich — es ist die Allegorie des Welthandels, die so zur Darstellung gebracht wird. Es ist die Sonnenberger Gesamtausstellung von Spielwaaren, vor der ich mich befinde. Ich kann mich nicht satt sehen an all der Pracht; es wird mir in diesem fremden Amerika ganz rührselig-heimathlich zu Muthe, und ich meine fast, es rieche nach verbrannten Tannenzweigen und ausgeblasenen Wachskerzen.

Und was ist alles noch in den Schränken rings herum aufgebaut — Hagenbeck mit seiner Menagerie mag sich davor verkriechen, was es alles für Thiere hier giebt. Und was alles sonst für Sachen! Hausrath jeder denkbaren Art — nochmals eine Weltausstellung im Miniaturformat. Gotha, Waltershausen, Gera, Ohrdruf, Neustadt, Böhlen haben beigesteuert; wer kann all die Namen nennen. Alles Thüringer! Wer kann verkennen, daß in diesem schönen Lande das Herz Deutschlands schlägt, und hier glaubt man seinen Pulsschlag zu vernehmen. Selbstverständlich ist auch Nürnberg in der Nähe mit seinen Metallsoldaten und seiner Kindermusik.

Vielleicht ist es aber doch ganz richtig, daß man die Führung jenes Märchenfuhrwerks dem „Welthandel“ über-

antwortet hat, denn die deutsche Spielwaarenindustrie hat sich die Welt erobert — wie der deutsche Weihnachtsbaum.

In dieser Ausstellung ist alles Handarbeit, alles ganz individuell, im besten Sinne originell und damit im scharfen Gegensatz gegen die amerikanische Spielwaarenindustrie, die mit Maschinen arbeitet. Die Maschinen, die dafür erfunden sind, bilden durch ihre Einfachheit und Zweckmäßigkeit das Erstaunen aller Fachmänner. Fast unglaublich, daß das, was bei uns Hobel und Schnitzbank mühsam leisten, hier spielend von der Dampfmaschine geleistet wird, — man sehe sich so ein amerikanisches Holzpferd an, fast vollendet in seiner Art — aber eines wie das andere.

Mit Vorliebe führen Eltern ihre Kinder in diese meist stille Ecke der Ausstellung. Man glaubt alsbald zu unterscheiden, wo das deutsche Blut vorschlägt und wo das Yankeeblut. Welches Ergötzen, welcher Jubel bei den ersten, wenn sie diesen Wunderaufbau bestaunen. Kaum ist es möglich, sie wegzubringen; immer seiffelt sie etwas Neues und Schöneres. Ganz anders bei den Kindern aus dem Yankee-stamme. Wie sie vornehm und überlegen lächeln, — ordentlich gereizt werden sie bei dem Gedanken, daß sie mit Puppen spielen sollen. Sie sind ja gewöhnlich ihren Jahren so weit voraus in ihren Plänen und Gedanken. Es fehlt ihnen die Phantasie, die das alles belebt, die dem deutschen Kind schon aus einem Holzklötzchen in einer Papierhülle eine Prinzessin hervorzaubert. So die Mädchen; und gar die Jungen, die schon ausschließlich an das Verdienen denken, wenn der deutsche Junge noch mit Bleisoldaten Schlachten schlägt. . . .

Arme amerikanische Jugend!

Heimfahrt.

An Bord des Dampfers „Fürst Bismarck“,
Anfang Juli.

Heimfahrt! Der Dampfer der Hamburger Packetfahrt „Fürst Bismarck“ führt eine volle Ladung Passagiere. Fast alles Deutsche, die von der Ausstellung in Chicago heimkehren. Wie anders jetzt Alles als bei der Ausfahrt. Damals Jedermann erwartungsvoll, aufgeregert — Amerika und die Ausstellung wie eine dunkle Wand vor sich, auf welche die Phantasie allerhand farbenfreudige Bilder auftrug. Die Sorgen des Alltagslebens schienen weit hinten in Europa zurückgeblieben. . . .

Jetzt sind wir alle abgESPannt und nervös, in einem unangenehmen Zwischenzustand zwischen der neuen Welt, die wieder hinter uns verschwindet, und der alten, die schon von ferne vor uns auftaucht. Wir haben so viel gesehen und erlebt, daß wir uns alles Neue vom Leibe halten. Vor Allem keine neuen Bekanntschaften. Ich glaube, man nennt im Allgemeinen diesen Zustand: Kagenjammer.

So brummen wir einander an.

Dazu ist das Meer ruhig zum Verzweifeln, die Sonne scheint, als hätte sie gar nichts Besseres zu thun. Daher ist Alles den ganzen Tag auf Deck; wo man geht, strecken sich ein Paar Beine heraus, über die man stolpern muß —

alle fünf Minuten stößt man auf denselben Herrn, der just wie wir über das Promenadendeck stürmt — denn so viel Zeit braucht man zu einem Umgang; und dann wieder einer und wieder einer — immer dieselben — wie zwei konzentrische Karruffels in entgegengesetzter Bewegung.

Unausstehlich!

Wenn es nicht alle so wohl gefittete, disziplinierte Menschen wären, ich glaube es hätte schon Krach gegeben — um einen Stuhl — um ein Streichholz — um ein Nichts. . . .

Dann sind wir alle etwas verwildert durch den langen Aufenthalt in Amerika in Gasthöfen, Eisenbahnwagen, Dampfern, fern von „Muttern“. Etwas hat das fremde Land auch auf uns abgefärbt; wir haben von den amerikanischen Sitten einiges angenommen und gerade nicht immer das Beste. Zum Beispiel das ewige „Treaten“, das gegenseitige Bewirthen am Buffet (Sprich: bar).

So hört man jeden Augenblick einen den andern grimmig anblasen: Nehmen Sie einen Cognac? he? ein Bier? einen Sekt? ein Glas Sekt?

Ei so hol Euch!

Mildernd in diese Stimmung wirkt zunächst das Eintreten der schönen Künste; sie sind vertreten durch zwei weitbekannte Zeichner illustrierter Zeitungen, Herrn Limmer von der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ und Mr. May vom Londoner „Graphic“. Mr. May hat ein unvergleichliches Geschick, den barocken und komischen Punkt einer Persönlichkeit herauszulesen und von diesem aus die ganze Figur aufzubauen. Von dieser Gabe macht er denn auch ausgiebig Gebrauch; wer Mr. May bei dem raschen Spiel zusieht, in dem er seinen Bleistift über das Papier führt, der geht mit boshaft befriedigtem Blick weiter — denn zweifellos hat er einen seiner Mitpassagiere von einer neuen Seite

kennen gelernt. Nur daß er vielleicht, wenn Mr. May sein Skizzenbuch einige Seiten zurückblättern möchte, Gelegenheit fände, seine eigene Persönlichkeit gleichfalls von neuem Standpunkt zu würdigen. Diese Finger des Künstlers aber sind an sich schon ein Wunderwerk, schlank, dünn, wie aus Stahl gefertigt, man sollte meinen, er habe ein Gelenk mehr daran als andere Menschen; man sieht es diesen Fingern an, daß sie alles vollziehen, was durch den langen schmalen Kopf blizt. In dem bleichen, ganz bartlosen Gesicht sitzen ein Paar glitzernde dunkle Augen, ein Paar der seltsamsten Weltspiegel, die die Natur in einer humoristischen Laune jemals geschaffen hat. Mr. May hat in Amerika für den „Graphic“ gezeichnet, er hat den Yankee nichts geschenkt, er bereitet sich zu einer neuen Weltreise vor, die ihn auch über Berlin führen soll. „Mr. May,“ sage ich zu ihm, seine schlanke Persönlichkeit musternd, „Sie würden einen guten Sockey abgeben.“

„War ich auch,“ entgegnet er in seiner trockenen Manier, „habe in meinen jungen Jahren manches Rennen geritten.“

Das ist noch nicht lange her, denn er steht am Ausgang der Zwanzig; aber Niemand wird ihm ansehen, ob er alt oder jung ist.

Welch ein Gegensatz zu dieser Figur, die direkt aus einem englischen Sensationsroman herausgestiegen zu sein scheint, ist unser Landsmann Limmer. Beweglich und behäbig, immer ein Lächeln im Gesicht, ein Scherzwort auf den Lippen, dem der beste königlich sächsische Accent ein besonderes Aroma verleiht. Er wirkt gegen die bösen Launen, wie Kampfer auf die Motten; sein guter freundlicher Blick scheint immer zu fragen: warum finster bleiben, es ist ja so schön auf der Welt. Und so hat er auch den Lesern der „Illustrierten Zeitung“ — welcher Deutsche ist das nicht ein wenig? — die Wunder von Chicago gezeigt, ihre

großen Staatsaktionen und ihre stillsten heimlichsten Ecken, mit den kleinsten Mitteln die stärksten Effekte herausholend, wie es das Ideal des Tageszeichners ist, besonders frappant, wie er Bauwerke und Straßenansichten lebendig macht. Auch in die Menschen versenkt er sich, aber nicht wie der Engländer, der sie mit bitterer Satyre verfolgt; Limmer sucht sich im Charakteristischen ihr Bestes; mir ist, wenn ich ihn zeichnen sehe, als höre ich ihn sprechen: „Komm' heraus du liebes Seelchen, genir' dich nicht, es soll dir nichts zu leid geschehen.“

Limmer ist ein aus eigener Kraft herangewachsener Mann in der Vollkraft der Jahre. Sieben Jahre war er Fischer, bis sein eminentes Talent durchschlug. Jetzt ist er ein Menschenfischer — in jeder Richtung.

Mr. May hat einen Weltruf; auch Viele auf dem Schiffe wissen von ihm; er ist eben ein Engländer; Limmer muß sich eben mit dem deutschen Ruhm begnügen. Wie alle deutschen Zeichner und Schriftsteller arbeitet er gegenüber Engländern wie im Halbdunkel. Ja, wenn er wenigstens ein Franzose wäre! Das Charakteristischste im deutschen Büchermarkt bleibt doch immer die Tauchnitzedition mit ihrem Riesenerfolg! . . .

Indessen die Stimmung fängt an, sich zu bessern. Das erste Symptom der Besserung ist ein gemeinsames, unermessliches Schimpfen. So etwas thut wohl! Es war, als müßte die überladene Seele Ballast auswerfen, damit sie wieder in ihr Gleichgewicht komme. Was war nicht uns Allen an kleinen Widerwärtigkeiten des Reiselebens passirt — große Rechnungen, schlechte Kost, grobe Kellner, schlechtes Quartier. Fort damit!

Und wie unser stolzes Schiff sich mehr und mehr von Newyork entfernt, so scheint nach und nach Alles mehr in die Perspektive zu rücken, in der sich die bleibenden Ein-

drücke fixiren. Wir gestehen uns Alle, daß wir etwas gelernt haben, und hier und da wagt sich schon schüchtern das Geständniß heraus, daß es doch gar nicht so übel gewesen ist. Ja, es war doch etwas besonderes, und Keiner, der die Erinnerung nicht mit Stolz hegte.

Wir haben Passagiere der verschiedensten Stände an Bord; Fabrikanten, Kaufleute, Landwirthe, Künstler, Regierungsbeamte, Eisenbahner und Offiziere, überwiegend allerdings Fabrikanten und Kaufleute. Die zweite Kajüte ist stolz auf einen Herrn, der sich selbst zum Reisekorrespondenten des „Berliner Tageblattes“ befördert hat und der durch Erzählung wunderbarer Erlebnisse stets einen Kreis um sich zieht. Als bekannt wird, daß in der ersten Kajüte ein Herr existirt — meine Wenigkeit — der sich anmaßt, sich als Berichterstatter des Tageblattes auszugeben, werde ich von den Anhängern meines Doppelgängers mit Mißtrauen und Geringschätzung gemustert. Ich betrachte mir diesen Doppelgänger selbst und ich muß gestehen: ich bin stolz auf ihn. Man kann nicht reisemäßiger aussehen, im Anzug eine Mischung von Marinemannsch und Alpenjäger, famoser Schnurrbart und ein Durst — beneidenswerth! Kein Wunder, daß ich als der „Falsche“ gelte.

Auch nicht einer der Reisegenossen, der sich darauf beschränkt hätte, lediglich Chicago und die Ausstellung zu sehen. Sie haben alle ihre Aufgabe weiter gegriffen, das Land wollten sie kennen lernen und sie sind weit darin herumgekommen. Im Süden, Norden, Westen sind sie gewesen, je nachdem sie Neigung und Interesse trieb. Wie ein Bienenschwarm hatten sie sich über die Vereinigten Staaten ausgebreitet. Ja die Deutschen sind das wahre Reisevolk, darin auch den Amerikanern weit über. Ueberall waren sie eingedrungen, in Werkstätten, Fabriken, Komtoire, hatten Alles betastet, geschätzt und gewogen. Und ich wette,

es ist nicht Einer unter den Kaufleuten und Fabrikanten, der nicht einen neuen Aktionsplan im Kopfe mit nach Hause trägt.

Das Mindeste, was Jemand von der Reise mitbringt, ist die Erfahrung, daß es noch andere Lebens-, Geschäfts-, Staatsformen giebt, mit denen sich existiren läßt, als die in der Heimath üblichen. Und das schlage ich als einen hohen Gewinn an. Besteht doch ein Hauptvortheil der klassischen Studien darin, daß sie uns anders geartete und doch verwandte Kulturvölker kennen lehren, uns durch diese Kenntniß einen Maßstab geben für unsere eigenen Zustände, unser eigenes Leben. Denn nur die Vergleichung läßt das mit Deutlichkeit hervortreten. Einen ganz analogen Dienst leistet dem Europäer, namentlich dem Deutschen, der Besuch Amerikas.

Eine gute Schule, dies Amerika, wenn auch manchmal etwas angreifend und nervenerregend.

Ich habe den Eindruck, als hätten sich die nicht-lateinischen Stände — Kaufleute, Industrielle, Landwirthe — am frischesten und rückhaltlosesten ihr überlassen. Ihre Seele ist nicht durch das anerzogene Bewußtsein des Besserwissens zur Selbstgenügsamkeit verhärtet und zugebaut. Sie haben einen unfehlbaren Regulator für ihre Erfahrungen in ihrem Hauptbuch, in dem diese sich alsbald in Zahlen übersetzen. Was sie in Amerika studirt haben, das sind vor allem die Eigenthümlichkeiten des amerikanischen Marktes. Um diesen zu verstehen, mußten sie den Amerikaner als Menschen verstehen lernen. Denn der Mensch ist, was er kauft, er kauft, je nachdem er ist.

Für die Franzosen arbeitet die Weltmode, in deren Mittelpunkt sie noch immer stehen. Sie können erwarten, daß die Welt der Käufer sich nach ihnen richtet. Aus dieser Sicherheit heraus haben sie ihre Ausstellung zusammengesetzt

und ausnahmslos verkäufliche Sachen gesandt. Die Deutschen sind noch nicht so weit; ihnen kommt die ganz ungewöhnliche Anpassungsfähigkeit zu gute, ihre Gabe, sich fremdem Geschmack, fremden Sitten anzuschmiegen. Die herrliche Ausstellung der Deutschen wird gewiß in manchen Dingen auch deutschem Geschmack in Amerika zum Siege verhelfen. In vielen Richtungen sind sie indeß auf der Ausstellung noch den Amerikanern unverständlich geblieben. Gerade in dieser Beziehung war das persönliche Erscheinen so vieler deutscher Aussteller in Chicago lohnend. Was helfen zum Beispiel die schönsten Möbel und Hauseinrichtungen, wenn sie nicht in amerikanische Sitten und in amerikanische Häuser passen.

Die Interessen der Industriellen und die der ihre Erzeugnisse in Amerika vertreibenden Kommissionäre sind nicht immer die gleichen. Der Amerikaner hat eine freie, leichte Hand beim Kaufen, aber die wohlfeilsten Waaren lassen noch immer den größten Gewinn — das ist die Weisheit der Importeure; für den Industriellen ist es wichtig, zu erfahren, daß der Amerikaner das Beste nimmt und bezahlt, wenn er es erlangen kann. Die deutsche Ausstellung in Philadelphia mit der Brandmarke „schlecht und wohlfeil“ war mehr eine falsche Berechnung des amerikanischen Marktes, als ein Mangel der Industrie selber. Dieser Fehler wird nicht mehr gemacht werden.

Ich sehe das Hauptergebniß der Ausstellung in Chicago und der deutschen Bethheiligung daran in die Thatfache, daß die beiden Nationen sich wesentlich näher gekommen sind. Viele Vorurtheile sind aufgehoben oder im Schwinden begriffen.

Die Amerikaner haben Respekt bekommen vor deutscher Industrie und Kunst, ich darf sagen vor deutscher Art. Davon gar nicht zu reden, welche Hebung des Selbstgefühls die Deutschen in Amerika aus dem Triumph der deutschen

Ausstellung in Chicago gezogen haben. Das hat sie alle dem deutschen Markt näher gebracht; denn das ist ein Grundzug des Welthandels, daß sich darin Kultureinflüsse in Dollars umsetzen.

Die Deutschen aber verlassen Amerika mit dem Bewußtsein, daß ihrer treuen und mühsamen Arbeit in Chicago ein Erfolg geworden ist, wie sie ihn im Auslande noch nicht erlebt haben, sie sind beschäftigt mit Plänen, wie dieser Erfolg auszunützen und zu fruktifiziren ist, wie sie das Neue und Fördernde, das sie gesehen, für sich verwenden können.

Das sind große, weitgreifende Gedanken, die den Menschen von Innen aus aufhellen und die zuletzt auch fröhlichen Sonnenschein auf die Anfangs so brummig verstimimte Gesellschaft zauberten.

Und dann welch Wort von unsagbarer Süße: Heimkehr!